

Perry Rhodan
der Erbe des Universums
Nr. 1730
Der Verbündete
von Susan Schwartz

Die Menschheit im Jahr 1217 Neuer Galaktischer Zeitrechnung - das entspricht dem Jahr 4804 alter Zeit - ist an mehreren Stellen des Kosmos in Ereignisse verwickelt, die auf den ersten Blick zwar nichts miteinander zu tun haben, in Wirklichkeit aber in enger Beziehung stehen: im Arresum, der Minus-Seite des Universums, ebenso wie in der heimatlichen Milchstraße.

Im Solsystem erreicht die Todesstrahlung vom Mars von Tag zu Tag eine größere Ausdehnung; wer in ihren Bann kommt, muß sterben. Illusionen verunsichern die Menschen, und das Mondgehirn NATHAN geht merkwürdigen Tätigkeiten nach. Seit einiger Zeit sorgen darüber hinaus die mysteriösen Waren der Hamamesch in den Magellanschen Wolken und in der Milchstraße für Probleme.

Perry Rhodan und seine Begleiter operieren mit drei Rochenschiffen der Ayindi auf der »anderen Seite« des Universums. Im Nihhat-Nebel stießen die Galaktiker auf das Volk der Barayd und erhielten von diesen neue Informationen. Die Terraner eroberten ein Kristallschiff und entdeckten einen Werftplaneten; sie erhielten Informationen von »gefangenen« Kommandanten der Abruse; sie entkamen einer »Eising«-Attacke und der Wunderwaffe Eventail.

Perry Rhodan will nun aber weitere Erkenntnisse über das System der Abruse gewinnen. Die Unsterblichen fliegen erneut die Enklave der humanoiden Barayd an, wo sie einen unerwarteten Bekannten treffen - es ist DER VERBÜNDETE...

Die Hauptpersonen des Romans:

Isouder - Ein immuner Barayd auf seinem gefährlichsten Flug durch die Todeszone.

Mila und Nadja Vandemar - Die Vandemar-Zwillinge erkunden ein uraltes Raumschiff.

Perry Rhodan - Der Terraner nimmt Kurs auf ein neues Ziel.

Sirlis - Cheftechnikerin der Ayindi.

Alaska Saedelaere - Er unternimmt seinen zweiten Vorstoß in die Geheimnisse der Barayd.

1.

Vorwürfe

»Perry Rhodan, wir erwarten dich und deine Freunde umgehend im Konferenzsaal unseres Technikzentrums«, erklang die Stimme der Cheftechnikerin Sirlis. Das Holo zeigte eine sehr große, grobknochige Ayindi, die nur aus miteinander verbundenen Kanten und Ecken ohne Fleisch zu bestehen schien.

»Das hatten wir gerade vor«, sagte Rhodan, durch den autoritären Klang in der Stimme der Ayindi leicht gereizt. »Nur ein wenig Geduld, immerhin sind wir gerade erst mal angekommen...«

»Ihr seid bereits vor zwei Tagen eingetroffen, habt uns die Überreste der TYRONA hingeworfen und seid sofort weitergeflogen«, unterbrach ihn Sirlis unwirsch. »Für ein derartiges Verhalten habe ich nicht viel übrig.«

»Dartüber haben wir uns bereits vor zwei Tagen unterhalten«, konterte Rhodan ebenso ungehalten. »Und ich verbitte mir derartige Vorhaltungen!«

Die Cheftechnikerin schaltete daraufhin einfach ab, ihr Holo verschwand.

Michael Rhodan mußte unwillkürlich über den finsternen Blick seines Vaters schmunzeln. »Offensichtlich entwickeln die Ayindi uns gegenüber ein Eltern-Kinder-Verhältnis wie unser Freund Tolotos«, sagte er. »Allerdings auf etwas sehr autoritäre Weise.«

»Das fehlte noch, daß wir von den Ayindi adoptiert würden«, brummte

Perry Rhodan.

*

Der Grund des Streits war völlig banal, aber geradezu typisch für das Verhältnis zwischen den Galaktikern und den Ayindi.

Während ihres Flugs zurück ins Aarium-System waren die Zellaktivatorträger übereingekommen, über den Passageplaneten Bannal einen Abstecher ins Parresum zur BASIS zu unternehmen. Zum einen wollte Rhodan sich über die derzeitige Lage dort informieren, zum anderen sollten die 150 Beausoleils der Einsatzgruppe zurückgebracht werden. Obwohl die 45 bis 50 Tage noch längst nicht überschritten waren, sollten die Menschen nicht unnötig dem lebensfeindlichen Einfluß der Minusseite ausgesetzt werden. Im Augenblick waren keine »Enterkommandos«, Erkundungsflüge oder ähnliches geplant, bei denen eine größere Truppe erforderlich war; daher sollten sich alle erst einmal eine Ruhepause gönnen.

Die Ayindi protestierten heftig gegen Rhodans Ankündigung, zuerst zur BASIS zu fliegen, und machten den Galaktikern schwere Vorwürfe, nur in ihren eigenen Interessen zu handeln.

»Die Sicherheit meiner Leute hat Vorrang vor allem anderen«, hatte Perry Rhodan die Vorhaltungen abgeschmettert. »Auf einen Tag hin oder her kommt es nicht an.«

Als »Trost« überließ er den Ayindi - genauer: deren Robotern - das im Schlepptau mitgeführte Segment der vom Kristall-Eising zerstörten TYRONA. Damit hatten sie ausreichend Beschäftigung, bis er zurückkehrte und Bericht erstattete.

An Bord der BASIS hatte es keine besonderen Vorkommnisse gegeben. Damit keine Unzufriedenheit und Langeweile aufkam, wurden regelmäßig Erkundungsflüge unternommen und verschiedene Scheinmanöver gestartet. Trotz gründlicher Untersuchungen und Reparaturarbeiten konnte der BASIS kein gutes Zeugnis mehr ausgestellt werden. Es gab zwar keine gravierenden Mängel oder Schäden, dennoch machten sich allmählich überall Materialermüdungserscheinungen bemerkbar.

Sie wird eben alt und müde, dachte Perry Rhodan bei sich, es wird Zeit für den Ruhestand.

Ein unbehagliches Gefühl beschlich ihn, wenn er dabei an die Hamiller-Tube dachte. Was mochte dann aus ihr werden?

Nachdem die Beausoleils abgesetzt und die Berichte untereinander ausgetauscht waren, kehrten die beiden Rochenschiffe am 12. September 1217 NGZ wieder ins Arresum zurück. Rhodans Hoffnung, freundlicher begrüßt zu werden, wurde enttäuscht; die Ayindi zeigten sich äußerst nachtragend und machten weiterhin keinen Hehl daraus, daß sie die Galaktiker gerade mal als Verbündete duldeten. Als Freunde würden sie die Menschen wohl niemals akzeptieren, wobei dies auch von der Seite der Terraner aus nur schwer vorstellbar War.

Eine Ausnahme bildete nur Moira, die wohl durch ihren langen Aufenthalt im Parresum aufrichtigen Gefallen an den Galaktikern gefunden hatte. Möglicherweise lag dies aber daran, daß sie von ihrem eigenen Volk zur Außenseiterin, geradezu zur Verräterin gestempelt worden war. Sie steckte in der frustrierenden Lage, nirgendwo mehr dazuzugehören und keine Heimat mehr zu besitzen.

*

Die Stimmung im ayindischen Konferenzraum war entsprechend gespannt, als sich die Galaktiker und die Ayindi versammelten. Es gab keine Unterhaltungen, allerdings auch keine halblauten Bemerkungen, die einen Streit provozieren sollten.

Die Zellaktivatorträger ließen sich auf einer Seite des großen Tischovals nieder, die Ayindi gegenüber. Der Tisch war völlig leer, es wurden nicht einmal Getränke angeboten.

Die Cheftechnikerin Sirlis eröffnete die Konferenz.

»Unsere Zusammenkünfte haben niemals einen erfreulichen Grund«, begann sie. »Solange wir keine Lösung im Kampf gegen die Abruse gefunden haben, wird es nichts Positives zu besprechen geben. Allerdings sollte unsere Zusammenarbeit nicht zusätzlich erschwert werden.«

»Wodurch?« fragte Perry Rhodan direkt, um einer längeren Rede vorzubeugen.

Er hatte keinerlei Verlangen, sich wieder in einer endlosen und fruchtlosen Diskussion mit den Ayindi auseinanderzusetzen und sich ihre Tiraden anhören zu müssen.

»Deine Naivität übertrifft noch deine Sorglosigkeit«, gab Sirlis zurück.

»Ihr habt nun bereits das zweite Rochenschiff vernichtet. Das können wir nicht hinnehmen!«

»Was könnt ihr nicht hinnehmen?« fragte Atlan verblüfft. Da er das Kommando des havarierten Schiffs innegehabt hatte, fühlte er sich direkt angegriffen. »Wir haben euch extra ein Stück der TYRONA mitgebracht, damit ihr es analysieren könnt.«

»Solche Vorfälle sollten von vornherein durch euer Verhalten vermieden werden«, fuhr Sirlis fort. »Es geht hier nicht um das Material, sondern darum, wie sorglos und leichtfertig ihr mit den Schiffen umgeht! Weil ihr euch immun gegen die Strahlung der Abruse glaubt, fliegt ihr bedenkenlos direkt in ihr Zentrum hinein. Ist euch denn nicht klar, daß ihr damit nicht nur euch, sondern auch uns unnötig gefährdet?«

»Und ihr gefährdet uns, indem ihr uns abgespeckte Versionen eurer Schiffe zur Verfügung stellt, mit denen wir gegen die Angriffe der Abruse keine Chance haben!« warf Reginald Bull zornig ein. »Sämtliche Vorfälle sind nur auf den Umstand zurückzuführen, daß wir nicht genügend ausgerüstet sind! Mit den entsprechenden Waffen hätten wir die TYRONA vermutlich nicht aufgeben müssen! Ihr glaubt nach wie vor, daß wir im Vergleich zu euch unterentwickelt sind, und begründet das mit unseren Unfällen - dabei liegt das nur an unserer Ausrüstung. Und das ist zu wenig gegen die Abruse!«

Für einen Moment herrschte Stille, in der das tief, drohende Grollen in Bulls Stimme nachhallte. Jeder schien abzuwarten, wie sich die Diskussion weiterentwickeln mochte. Reginald Bulls Argument hatte Gewicht, und die Art und Weise, wie er es vorgebracht hatte, ließ keinen Zweifel darüber offen, daß er mit seiner Geduld am Ende war.

Es kam nicht oft vor, daß er so in Zorn geriet, meistens polterte er nur lautstark. Wenn es aber einmal soweit war, hielt sich vorsorglich jeder in seiner Umgebung mit Kommentaren oder gar Widersprüchen zurück.

»Darauf haben wir längst nachgedacht«, sagte Sirlis schließlich. Selbst der Ayindi schien die extreme Anspannung bewußt geworden zu sein; sie lenkte ein. »Die CIRIAC ist ein Beweis dafür. Außerdem haben wir bereits ein Schiff als Ersatz für die TYRONA bereitgestellt, das ebenfalls aufgerüstet wurde, und der Ersatz für die CADRION ist in Arbeit. Doch ich betone es nochmals: Wir waren von Anfang an durch euer Verhalten

davon überzeugt, daß ihr eine zu sorglose und draufgängerische Einstellung habt, deshalb konnten wir euch nicht unsere gesamte Technik zur Verfügung stellen!«

Das war nicht korrekt; alle wußten es. Anfangs hatten die Ayindi nämlich nur behauptet, es liege an den »unterentwickelten« Galaktikern. Aber keiner sagte etwas dazu.

Wiederum trat eine kurze Stille ein. Manche sahen zu Reginald Bull, doch er schwieg. Sein Gesichtsausdruck zeigte Gelassenheit.

»Nun, das sollte jetzt ein für allemal geklärt sein«, sagte Perry Rhodan ruhig.

Er hatte bis jetzt still zugehört und fand es an der Zeit, endlich zur Sache zu kommen. »Wir sollten uns nicht dauernd darüber streiten, ob wir euch ebenbürtig sind oder nicht. Wir brauchen uns weder zu erklären noch zu rechtfertigen. Verluste sind unvermeidbar in einer kriegerischen Auseinandersetzung. Wir sind hier, und ihr braucht uns. Reden wir über das weitere Vorgehen gegen die Abruse.« Die Ayindi fixierte Rhodans graue Augen für einen Moment starr. Dann setzte sie sich.

2.

Vorschläge

»Wir haben uns inzwischen mit dem vom Kristall-Eising befallenen Segment der TYRONA befaßt«, fuhr Sirlis fort, als habe es ein paar Minuten zuvor überhaupt keinen Streit gegeben. Ihre rauhe Stimme nahm einen unpersönlichen, sachlichen Tonfall an. »Ihr habt davon gesprochen, daß sie von einem sogenannten Kristallfänger eingehüllt wurde.«

»Ja«, nickte Atlan. »Wir nennen dieses Phänomen Eventail. Wir befanden uns in einem Zwei-Planeten-System, dessen Sonne wohl als Energiequelle für Schneeflocken dient. Bevor wir uns jedoch zurückziehen konnten, breitete sich plötzlich von dem zweiten Planeten fächerförmig ein grettes Kristallfeld in rasender Geschwindigkeit aus, das uns einhüllte, noch bevor wir etwas unternehmen konnten. Diese Kristalle begannen umgehend mit der Zersetzung der Schiffshülle, und das Eising breitete sich rasch aus. Wir konnten unsere Mannschaft auf der zweiten Kristallwelt gerade noch rechtzeitig absetzen, aber keine Hilfe mehr holen. Wir mußten

das Schiff verlassen. Wir hatten keine Chance, das Eising aufzuhalten.«

»Die Killerkristalle, die dieses Eising auslösen, strahlen auf einer fünfdimensionalen Frequenz, die uns absolut unbekannt ist«, verkündete Sirlis. »Wir können nicht feststellen, wie die Kristalle sich entwickeln oder wodurch die Strahlung ausgelöst wird. Wir wissen nur, daß diese spezielle Strahlung verantwortlich für die Zersetzung ist.«

»Gibt es keine Möglichkeit, diese Frequenz so zu stören, daß die Kristallstrahlung nicht mehr zersetzend wirkt?« fragte Myles Kantor.

»Mit unseren... normalen Mitteln nicht«, gestand die Ayindi. »Wie gesagt, diese Frequenz ist uns völlig unbekannt. Aber es gibt vielleicht eine andere Möglichkeit, an der wir bereits arbeiten.«

Sie erzeugte in der Mitte des Tischs ein Simulations-Holo: Rot gefärbte Killerkristalle, die ein Schiff vereisten, wurden von einer anderen, blau gefärbten Kristallstrahlung angegriffen und zersetzt, bevor die Schäden irreparabel wurden.

»Wir nennen sie Killer-Killerkristalle«, erläuterte die Cheftechnikerin. »Dies ist zunächst nur eine Simulation, wir sind noch nicht soweit, es am Segment der TYRONA zu testen.«

»Können dadurch möglicherweise bereits verreiste große Objekte befreit werden?« fragte Myles Kantor leicht erregt.

Er dachte natürlich sofort an die unzähligen Kristall weiten des Arresums, an die Möglichkeit, diesem düsteren, kalten und leeren Universum wieder das Leben zurückzugeben. Und vielleicht das Solsystem zu retten, die zunehmende Kristallisierung des Mars aufhalten zu können.

»Hierüber sollten wir noch nicht einmal Spekulationen anstellen«, antwortete Sirlis vorsichtig. »Wir wollen nicht in Euphorie geraten, nur weil wir eine winzige Chance entdeckt haben. Es ist nicht gesagt, daß grundsätzlich alle Killerkristalle auf derselben Frequenz strahlen und daher von den unseren angegriffen werden können. Hart gesagt: Diese Möglichkeit ziehen wir gar nicht erst in Erwägung. Wir können aber wohl davon ausgehen, daß die meisten, wenn nicht alle Eventail-Kristalle, wie ihr sie nennt, damit gestoppt werden könnten.«

Perry Rhodan sah zu Atlan und runzelte die Stirn. Der Arkonide erwiderte den Blick und nickte langsam.

»Habt ihr dabei auch an den Schneeball-Effekt gedacht?« erkundigte sich Rhodan laut.

Diese Äußerung dämpfte Kantors Begeisterung abrupt. Er hatte die Konsequenz in der ersten Hoffnung nicht bedacht, aber er fand schnell aus der Wunschvorstellung zu seinem nüchternen Verstand zurück.

»Was wir damit meinen, ist die mögliche Umkehrreaktion nach einer erfolgreichen Anwendung. Habt ihr an diese Konsequenz gedacht?« unterstrich er Rhodans Frage.

»Das haben wir«, sagte Sirlis.

Sie erzeugte eine weitere Simulation auf der beängstigend deutlich gemacht wurde, wie sich die Kristalle weiterentwickelten. Ähnlich wie bei einer biologischen Kriegsführung mit Bakterien waren diese Kristalle hier nicht hundertprozentig kontrolliert eingesetzt worden.

Nachdem die ursprüngliche Aufgabe erfüllt war, breiteten sie sich in rasender Geschwindigkeit weiter aus, mutierten - und setzten das Zerstörungswerk der ursprünglichen Killerkristalle fort. Die Vernichtung ging nicht so sekundenschnell voran wie bei den ursprünglichen Killerkristallen, doch das Endergebnis blieb dasselbe. Sämtliche Materie wurde in ihre kristallinen Bestandteile zerlegt.

»Und dagegen könnten nur Killerkiller-Killerkristalle helfen, gegen die wir wiederum Killer-Killerkiller-Killerkristalle brauchen...«, murmelte Myles Kantor.

»So ist es«, stimmte Sirlis zu. »Wir müssen noch einen Weg finden, diese Kristalle absolut unter Kontrolle zu bekommen. Genauer: irgendeine Schaltung einzubauen, die zur Selbstvernichtung führt, sobald das Angriffsziel nicht mehr vorhanden ist.«

»Wie wollt ihr das anstellen?« fragte Atlan; es war keine richtige Frage, sondern eher der deutliche Ausdruck von Zweifel.

Der weißhaarige Arkonide ließ sich niemals von dem schmalen Lichtstreifen am Horizont verführen: Er hielt sich stets so lange zurück, bis er sicher sein konnte, daß es sich nicht um ein Irrlicht handelte.

»Wir finden einen Weg«, behauptete die Cheftechnikerin zuversichtlich. »Nach eurem nächsten Einsatz werden wir soweit sein. Durch das Segment der TYRONA haben wir genügend Möglichkeiten für Tests. Und vergeßt nicht, unsere Technik beruht teilweise auch auf kristalliner

Basis. Wir haben den Umgang mit Kristallen gelernt. Ich bin sicher, daß wir die Kristalle mit der entsprechenden Programmierung züchten können.«

»Die Zeit drängt«, gab Atlan zu bedenken. »Trotzdem ist größte Vorsicht geboten.«

Die Ayindi ließ sich nicht anmerken, ob sie diese Mahnung kränkte oder nicht. Es sah so aus, als habe Sirlis ihre persönlichen Ansichten und Gefühle in diesem Moment völlig zurückgestellt.

»Unsere besten Leute arbeiten daran, unterstützt von unserer Technik«, sagte sie. »Wir erfüllen unsere Aufgabe wie seit Jahrmillionen.«

Damit sprach sie indirekt einen Dank an die Galaktiker aus, ohne die es wohl kaum möglich geworden wäre, dem Ursprung der Abruse auf die Spur zu kommen.

Perry Rhodan lächelte nur still in sich hinein.

*

Zum ersten Mal seit der Rückkehr ins Aariam-System löste sich die Spannung zwischen ihnen. Die Galaktiker lockerten ihre Haltung und lehnten sich in den Sesseln bequem zurück. Die Ayindi änderten ihre Haltung nicht, aber Sirlis beauftragte einen Servo, für Erfrischungsgetränke zu sorgen.

Sie zeigte noch einige weitere Simulationen, mit denen sich die Ayindi beschäftigt hatten, während sie auf die Rückkehr der Galaktiker warten mußten. Es waren alles Wege und Möglichkeiten, was die Eventail-Kristalle anrichten konnten, wo man die Bekämpfung ansetzen mußte und was sich daraus entwickeln konnte.

Es gab schon das erste Schema eines Killer-Killerkristalls, der in eine Art »Boten-Matrix« eingebettet wurde. Die Cheftechnikerin gab zu, daß sie dem ersten Test geradezu entgegenfieberte. Immerhin war dies das erste Mal, die Abruse sozusagen vor Augen zu haben, an der Basis anzugreifen und nicht mehr wie seit Jahrmillionen ihre ständig wachsenden Flotten aus großer Entfernung zu beschießen.

Doch Perry Rhodan lag noch etwas anderes am Herzen. Er vertraute darauf, daß die Ayindi mit ihrem großen Wissen und ihren hochentwickelten technischen Möglichkeiten einen Weg finden würden, die Killerkristalle zu bekämpfen. Damit konnte der Gefahr im Arresum

vielleicht schon bald begegnet werden.

Was aber war mit dem Parresum, seiner Seite des Universums?

»Habt ihr euch schon Gedanken darüber gemacht, was mit unserem Solsystem geschehen soll?« fragte er, als Sirlis die Simulationen beendet hatte. Er war innerlich selbst erstaunt über seine lange Geduld und Zurückhaltung, denn die Sorge um die Terraner steigerte sich jeden Tag, den er hier verbrachte und der keine neuen Ergebnisse brachte.

Sirlis verwies auf die ebenfalls anwesende Densee.

Rhodan war im Juli zusammen mit Moiras STYX und den beiden ayindischen Wissenschaftlerinnen Densee und Ciriac in die heimatliche Milchstraße geflogen, nachdem der unerwartet aufgetauchte Philip ihn von der Bedrohung, die vom Mars ausging, unterrichtet hatte. Rhodans plötzliches Erscheinen in der Heimat hatte den Terranern die Hoffnung zurückgegeben, daß es möglicherweise doch noch Rettung geben könnte.

Aber bei der Hoffnung blieb es bislang. Die beiden Ayindi mußten eingestehen, daß sie auf dieser Seite nichts ausrichten konnten. Wenn überhaupt, so konnten sie nur vom Arresum aus etwas gegen das Todesfeld unternehmen.

Mit dieser schweren Last mußte Perry Rhodan ins Arresum zurückkehren. Während er auf die Suche nach weiteren Werftplaneten und den mysteriösen Akademien der Abruse gegangen war, hoffte er inständig, daß die Ayindi eine Lösung finden würden. Allerdings mußte er sich dabei vor allem auf Densee stützen; Ciriac war inzwischen dem ayindischen Altersschwachsinn verfallen und verschwunden. Aus Rücksicht auf die Tabus der Ayindi erkundigte Rhodan sich nie nach dem Schicksal der alten Wissenschaftlerin.

Densee war sich natürlich bewußt, mit welcher Erwartung die Galaktiker an ihren Lippen hingen. Entsprechend zögerlich reagierte sie auch auf Sirlis Aufforderung, ihren Bericht abzugeben.

Denn was sie zu sagen hatte, war nicht erfreulich. Kurz: Sie war noch keinen Schritt weiter.

*

»Wir, also mein Team und ich, wir arbeiten mit allen verfügbaren Kapazitäten und nahezu ununterbrochen an diesem Problem«, versuchte Densee fast behutsam zu erklären.

Dennoch malte sich Enttäuschung auf vielen Gesichtern.

Auch Perry Rhodan konnte seine Gefühle nicht verbergen.

»Das heißt, es gibt bisher keine echte Hoffnung«, sagte er leise.

Mein Gott, und jeden Tag rückt der Untergang näher!

»Glaub mir, Perry Rhodan, niemand kennt eure Angst und Verzweiflung besser als wir«, sagte Densee. Es klang tatsächlich mitfühlend.

»Natürlich. Ich weiß.« Rhodan atmete tief ein. »Ihr habt schon viele hundert solcher Systeme wie das unsere verloren. Aber versteht ihr, dies ist - dies ist die Ursprungswelt oder Heimat der meisten hier Anwesenden. Ich selbst bin dort vor sehr langer Zeit geboren und aufgewachsen. Von dort aus bin ich zum ersten Flug ins All gestartet. Dort begann alles, versteht ihr?«

Für einen Augenblick hatte seine Stimme einen heiseren Klang angenommen. Michael, der zwei Stühle weiter saß, sah betroffen zu ihm hinüber.

Es gab schon so viele solcher Gefahren. Ich hatte die Erde schon ganz verloren, in Zeit und Raum. Nach der Aphilie gab es nur noch zweitausend Menschen. Die Monos-Ära liegt noch nicht einmal ein Jahrhundert zurück, bis heute sind tiefe Narben zurückgeblieben. Doch man gewöhnt sich nicht daran, niemals. Jedesmal wieder krampft sich alles in mir zusammen, und ich frage mich: Ist es jetzt diesmal wirklich das Ende? Kann ich diesmal nichts mehr tun? Dies ist eine Angst, so existentiell wie die Furcht vor dem Ersticken. Du kannst sie weder beherrschen noch zurückdrängen...

Und dieses Kristall-Eising mit anzusehen, von außen mitzuerleben ist grausamer als alles, was ich jemals erfahren mußte. Es ist schneller und tödlicher, als jede Waffe, jede Katastrophe jemals sein könnte. Im Verlauf weniger Sekunden erlischt alles, für immer...

»Dem Aariam-System steht dies auch bevor, wenn wir nicht bald etwas unternehmen«, sagte Sirlis nüchtern.

Perry Rhodan sah auf. Seine Miene zeigte sich nach den wenigen Sekunden des Schmerzes wieder so beherrscht wie stets, wenn Pläne gemacht, Entscheidungen getroffen werden mußten. Er schämte sich nicht, für einen kurzen Moment in sich selbst versunken gewesen zu sein und alles andere vergessen zu haben, im Gegenteil.

Er hatte nur offenbart, was auch in seinen Freunden vorging, und er

hatte damit gezeigt, daß er nach Tausenden von Jahren noch ein Mensch war, der fühlte, der Leid und Freude empfinden konnte. Nichts war ihm gleichgültig oder unwichtig geworden. Er war in der langen Zeit um viele Erfahrungen reicher geworden, doch niemals abgestumpft.

Leidenschaftliche Gefühle waren den meisten Ayindi fremd, dennoch blieben sie davon nicht unberührt. Sie wirkten sogar fast erstaunt über diese bisher nicht erlebte Seite der Fremden, die von der anderen Seite des Möbiusstreifens zu ihnen gekommen waren. Es zeigte ihnen, wie ungewohnt für sie der Umgang mit Fremdwesen war - und daß sie von diesen eine Menge lernen, wenn nicht gar profitieren konnten.

Falls sie jemals die Möglichkeit bekamen, sich auf etwas anderes als den Kampf gegen die Abruse zu konzentrieren... Seit Millionen von Jahren lebten sie nur noch für diesen einzigen Zweck. Dennoch hatten sie nicht ganz verlernt, was Leben bedeutete. Sie waren trotz allem nicht alle zu seelenlosen Kriegerinnen und wissenschaftlichen Maschinen degeneriert.

»Gibt es denn wenigstens ein paar Ansatzpunkte?« fragte Perry Rhodan die Wissenschaftlerin.

»Lösungsvorschläge«, antwortete Densee und nickte.

Die Wissenschaftlerin erzeugte, wie zuvor Sirlis, eine holographische Simulation und zeigte ein paar Beispiele sehr plastisch auf.

In einer Simulation wurde der Mars aufgeheizt, zu gewaltigen Ausmaßen aufgebläht und dann in ein Schwarzes Loch verwandelt. Abgesehen von dem viel zu großen technischen Aufwand, konnte man davon ausgehen, daß dieser Vorschlag nie in die engere Wahl kommen konnte: Das Schwarze Loch würde bald das ganze Solsystem verschlingen.

Eine zweite Simulation zertrümmerte den Mars in Tausende kleiner Teilchen, die zu einem Asteroidengürtel zusammengezogen und auf die ursprüngliche Umlaufbahn gelenkt wurden. Doch auch dies überzeugte nicht sonderlich. Abgesehen von den Auswirkungen auf die Gravitation der Erde, die - vielleicht - zu kontrollieren gewesen wären, gab es keinerlei Aufschluß darüber, ob die Todesstrahlen nicht weiterhin wirksam blieben.

Es gab einige weitere Simulationen mit energetischen Schirmfeldern,

konzentriertem Beschuß mit speziell gezüchteten Killer-Killerkristallen, einer schlachthähnlichen energetischen Vorrichtung, die die Todesstrahlung einsaugen und in sich speichern sollte, und anderem mehr - doch nichts von alledem erweckte auch nur den Anschein einer Hoffnung. Die Risiken waren zu hoch, der Erfolg zu ungewiß.

Technisch war nahezu alles möglich, das war nicht das Problem. Aber die Gefahr, dabei das gesamte Solsystem zu vernichten, war zu groß. Und es gab schon gar keine Garantie, daß diese Verfahren überhaupt dazu geeignet waren, die Todesstrahlung zu zerstören.

Ohne Zweifel hatten die Ayindi nachgedacht und einige Konsequenzen ausgearbeitet. Doch die Galaktiker machten keinen Hehl aus ihrer Enttäuschung.

Rhodan konnte sich aber des Eindrucks nicht erwehren, daß Densee etwas vor ihm verbarg. Aber was? Und weshalb? Hatte sie etwas in Erfahrung gebracht, das den Untergang garantierte - und schwieg sie deshalb, um sich weiterhin der Unterstützung der Galaktiker zu versichern?

Er sah an Atlans, Reginalds und Michaels nachdenklichen Gesichtern, daß sie so ähnlich wie er dachten.

Doch keiner sagte etwas. Wenn die Ayindi etwas mitteilen wollten, dann taten sie das. Wenn nicht, konnten sie weder überredet noch gezwungen werden.

Die Galaktiker mußten abwarten, es blieb ihnen nichts anderes übrig.

3.

Ziel: Nihat-Nebel

»Widmet euch weiter dem Kampf gegen die Abruse«, schloß Sirlis die Konferenz zuversichtlich ab. »Wir werden eine Lösung für euren Planeten Mars und euer System finden, ebenso für die Fächer-Kristalle.«

Die Zellaktivatorträger trafen sich anschließend auf der CIRIAC, um über die Berichte der Ayindi zu diskutieren und das weitere Vorgehen zu planen.

»Glaubt ihr, daß die Ayindi uns bezüglich des Mars gar nicht wirklich

helfen wollen?« meldete sich Ronald Tekener als erster zu Wort. »Was sie uns da weismachen wollen, ist doch nichts weiter als Hinhaltetaktik.«

Perry Rhodan saß in entspannter Haltung da, den Kopf auf die rechte Hand gestützt. Nur die leicht in Falten gelegte Stirn zeigte, daß sein Gehirn auf Hochtouren lief.

»Nein«, antwortete er auf Teks Frage. »Sie verbergen etwas, das steht eindeutig fest, aber sie würden uns niemals auf diese Weise belügen.«

»Vielleicht lernen sie noch gute Lügen im Umgang mit uns«, murmelte Reginald Bull.

»Was wir hier brauchen, ist ein wenig Optimismus«, pfiff Gucky. »Dein Sarkasmus hilft uns auch nicht weiter, Bully. Abgesehen davon schließe ich mich Perrys Meinung an. Auch wenn die Ayindi ihre Gedanken vor mir verbergen können, kann ich aus meinem telepathischen Gespür heraus sagen, daß sie uns vielleicht nicht alles sagen, aber uns nicht belügen.«

Atlan sagte: »Hier gibt es für uns nichts zu tun. Ebensowenig können wir im Solsystem irgend etwas ausrichten. Ich bin dafür, daß wir mit unseren Erkundungsflügen in der Todeszone weitermachen und versuchen, Akademien und Werftplaneten auszumachen. Untätig herumzusitzen bringt uns nicht weiter, außerdem könnte es die Ayindi verärgern. Sie könnten glauben, wir würden sie kontrollieren.«

»Mir gefällt es nicht, wieder Sterbliche in den Einsatz zu schicken«, gab Michael Rhodan zu bedenken. »Was mit der TYRONA passiert ist, kann jederzeit wieder geschehen, ohne daß wir rechtzeitig reagieren können.«

»Dem stimme ich zu.« Perry Rhodan rieb die kleine Narbe an seiner Nase. »Es hemmt unsere Vorgehensweise, gleichzeitig sehe ich nicht viel Sinn darin, ständig aufs Geratewohl in den Einflußbereich der Abruse zu fliegen, ohne ein genaues Ziel zu haben. Wir können nicht darauf hoffen, zufällig etwas Bedeutendes zu entdecken. Außerdem sollten wir davon ausgehen, daß die Abruse uns inzwischen sehr gut kennt und sich immer besser auf uns einstellt. Sie wird bald stärkere Waffen entwickeln als den Eventail, um uns endlich zu beseitigen, dessen könnt ihr sicher sein.«

»Wir haben mehrfach festgestellt, daß die Abruse uns beobachtet und vor allem herausfinden will, welche Fähigkeiten wir besitzen. Ich kann mich noch sehr gut daran erinnern, wie sie Mila und mich geradezu sezierte, weil sie erkannte, daß wir anders sind«, fügte Nadja Vandemar

hinzu.

»Und denkt daran, daß wir inzwischen von ihr richtiggehend verfolgt werden«, sagte Icho Tolot leise.

Dennoch grollte seine mächtige Stimme durch den Raum. Der Haluter machte eine kurze Pause, bevor er fortfuhr: »Jedesmal, wenn die drei Schiffe zusammen an einem Zielpunkt auftauchen, erfolgt bald darauf ein Angriff. Der Angriff auf das baraydische Dolphor-System ist der beste Beweis dafür.«

»Ich habe genau dazu einen Vorschlag«, erklang plötzlich Alaska Saedelaeres Stimme, nachdem die Stimme des Haluters verhellt war.

Er war in der letzten Zeit sehr still und zurückhaltend gewesen. Die meisten Zellaktivatorträger kannten ihn schon so lange und so gut, daß sie an solche Phasen gewöhnt waren. Sie drängten ihn nicht, ließen ihn eher in Ruhe. Deshalb reagierte auch keiner erstaunt, als er ohne Übergang aus der Zurückgezogenheit ins aktive Geschehen zurückkehrte.

»Ich bin ebenfalls der Ansicht, daß wir unbedingt mehr über die Werftplaneten und vor allem die Akademien herausfinden müssen«, fuhr Alaska fort. »Alles deutet darauf hin, daß die Abruse zum endgültigen Schlag gegen das Arresum ausholt. Die Informationen, die wir brauchen, finden wir jedoch, wenn überhaupt, nur im Nihhat-Nebel bei den Barayd. Und zwar in Uttieks Turm.«

*

Im April 1217 NGZ waren die Galaktiker in den Nihhat-Nebel geflogen, dessen Koordinaten sie aus dem »Gehirn« des sterbenden Kommandanten Cryzz erfahren hatten. Etwas Bedeutendes mußte es also dort geben, wenn der Abruse-Kommandant den Auftrag gehabt hatte, dorthin zu fliegen.

Was sie dort dann fanden, übertraf alle Vermutungen: Sie trafen auf die Nachkommen der einstigen Verbündeten der Ayindi, der Barayen. Die Ayindi hatten bis zu diesem Zeitpunkt geglaubt, daß die Barayen den Kampf gegen die Abruse schon lange verloren hatten und untergegangen waren. Aber einige Überlebende hatten sich im Nihhat-Nebel ein Versteck, das ASYL, errichtet und zwei Millionen Jahre überlebt. Heute nannten sie sich Barayd.

Im Lauf der Zeit hatten sich aufgrund der Einflüsse des Systems

besondere Mutanten entwickelt, die gegen die Todesstrahlung der Abruse immun und deshalb hervorragend geeignet waren, unauffällig mit kleinen Jägern in die Todeszone einzufliegen und Vorgänge auszukundschaften. Da die Immunen in einer Art verlangsamten Welt lebten und ihre Lebensenergie praktisch auf Null reduziert war, wurden sie von der Abruse nie entdeckt.

Diese Daten wurden gesammelt und zu den Horchturen gebracht, in denen die blinden Quesch lebten - die geistigen Führer und Religionsbewahrer der Barayd. Die Quesch waren ebenfalls Mutanten, jedoch bereits aus einer Seitenlinie der ursprünglichen Barayen noch vor der Emigration hervorgegangen. Sie konnten die Materie des eigenen Körpers aufgeben und sich daher in der Matrix ihrer Horchturen bewegen. Mit ihren Psi-Fähigkeiten konnten sie ins All hinaushorchen und so Aktivitäten der Abruse rechtzeitig erkennen und darauf reagieren. Die Barayd bekamen die Quesch niemals zu Gesicht; sie bildeten eine Einheit als Priester und Sprecher der göttlichen Uttiek, der Lebensbewahrerin, im Kampf gegen den absolut bösen, tödlichen Abrutian.

Neben den Horchturen der Quesch gab es auch den mystischen Turm Uttieks, der das gesamte göttliche und weltliche Wissen beherbergen sollte. Alaska Saedelaere, der in einen Horchturm eingedrungen war und dabei den Geisteslenker der Quesch, Piior, getroffen hatte, konnte zwar die Daten über Uttieks Turm herausfinden, jedoch nirgends ein Objekt solcher Größe ausmachen.

Bis sich das Rätsel von selbst löste: Nach einem Gefecht gegen Schneeflocken, an dem die Galaktiker großen Anteil hatten, wurden die Fremden endlich als neue Verbündete und Freunde anerkannt. Als Gegenleistung für ihre Unterstützung sollten sie alle bisher gesammelten Unterlagen über Abrutian erhalten.

Und da zeigte sich zum ersten Mal seit Jahrmillionen Uttieks Turm: ein gigantisches Zylinderraumschiff, das bisher verborgen unter der Erde geruht hatte und nun an die Oberfläche gebracht wurde. Es war ein uraltes Fluchtraumschiff, das als einziges den Aufbau im ASYL unbeschadet in seinem Versteck überdauert hatte, von den Quesch als wohlbehütetes Geheimnis und religiöses Symbol bewahrt.

Alaska Saedelaere hatte als erster und einziger Nicht-Quesch den Turm

betreten dürfen und einen Datenträger erhalten.

Doch ihm war rasch klargeworden, daß dies nicht das gesamte Wissen sein konnte. Uttieks Turm mußte noch sehr viel mehr Geheimnisse bewahren, an die auch die Quesch aus unbekannten Gründen nicht mehr herankamen.

Der ehemalige Transmittergeschädigte fuhr fort: »Die Daten, welche die Immunen in den Jahrhunderttausenden gesammelt haben, sollten unbedingt noch einmal von uns durchleuchtet werden. Ich bin sicher, daß wir einiges einfach übersehen haben, weil es uns unwichtig erschien, was aber möglicherweise doch von großer Bedeutung sein kann. Wir müssen bei den Barayd andere Maßstäbe bei dem Wort Bedeutung ansetzen. Alles kann wichtig sein. Außerdem bin ich der Ansicht, daß wir noch einmal Uttieks Turm durchsuchen sollten. Wenn wir dieses neue Material den Ayindi zur Verfügung stellen und es zusammensetzen mit dem, was wir bereits gesammelt haben, sollten wir endlich einmal ein klares Bild von der Abruse bekommen.«

Die anderen hatten still zugehört, ohne Zwischenfragen zu stellen oder Bedenken einzustreuen.

Sie mußten dieses Risiko wohl eingehen, um vielleicht endlich ein Mittel gegen die Abruse in die Hand zu bekommen.

Eine Übereinstimmung kam schnell zustande.

Perry Rhodan hoffte darauf, daß entweder Gucky und Dao-Lin-H'ay oder die Vandemar-Zwillinge dabei helfen konnten, die Geheimnisse aus Uttieks Turm herauszuholen.

Einzig Paunaro lehnte eine Teilnahme ab. Er wollte bei den Ayindi bleiben, um sie bei ihrer Arbeit zu unterstützen. Seiner Ansicht nach war er mit seinen einzigartigen Fähigkeiten im Aarium-System derzeit mehr am Platz als im Nihhat-Nebel.

Perry Rhodan stimmte zu: Möglicherweise konnte der Nakk die Entwicklung so beschleunigen, daß dem Solsystem bald geholfen werden konnte.

»Ich werde morgen mit Sirlis sprechen«, verkündete der Terraner dann. »Wir werden aufbrechen, sobald Atlan und Bully die neuen Schiffe erhalten haben.«

4.

Eine Überraschung

Sirlis zeigte sich nicht sehr begeistert, als Perry Rhodan ihr seinen Plan mitteilte.

»Uns wäre es lieber, ihr würdet direkt gegen die Abruse vorgehen«, sagte sie. »Eine weitere Expedition in den Nihhat-Nebel ist womöglich nur vertane Zeit, und hier werdet ihr dringend gebraucht.«

»Alles, was wir hier tun können, ist, Erfolge auf Zeit zu schaffen«, widersprach Rhodan. »Wenn wir eine Flotte Schneeflocken vernichten, rücken die nächsten zwei schon an. Wir müssen das Übel an der Wurzel bekämpfen, Sirlis! Und diese Wurzel können wir nur noch mit Hilfe der Barrayd finden.«

»Ich gebe zu, daß du recht hast«, sagte Sirlis bedauernd. »Aber dennoch werdet ihr hier dringend gebraucht. Müßt ihr wirklich alle fliegen?«

»Wir haben festgestellt, daß Einzelunternehmen meistens den Verlust eines Schiffes mit sich bringen«, antwortete Rhodan nicht ohne Ironie. »Aber der Nakk Paunaro wird hierbleiben und euch bei euren fünfdimensionalen Experimenten unterstützen. Er besitzt einzigartige Fähigkeiten, die für euch von großem Nutzen sind.«

»Also bleibt kein... Kämpfer hier«, insistierte Sirlis zögernd.

Rhodan wurde plötzlich mißtrauisch. Von welcher Sorge wurde die Ayindi gequält?

Doch bevor er etwas sagen konnte, lenkte die Cheftechnikerin ab.

»Ihr könnt morgen abend eure neuen Schiffe in Empfang nehmen«, versprach sie. »Wir haben sie fertiggestellt, überprüfen sie heute nur noch einmal gründlich. Dann könnt ihr abfliegen.«

Der Terraner mußte sich damit zufriedengeben.

*

Am 15. September stand der Starttermin fest. Atlan hatte inzwischen sein Schiff übernommen, das er Joseph Broussard jr. und seinen Beausoleils zu Ehren CAJUN taufte. Reginald Bull wurde die zweite Generation der CADRION anvertraut.

Die neuen Rochenschiffe hatten dieselben Ausmaße wie die erste

Generation, auch die Kommandozentrale war dieselbe. Allerdings gab es ein paar Neuerungen.

Von großer Bedeutung war, daß nunmehr zwei statt wie bisher vier Zellaktivatorträger genügten, um ein Schiff im Notfall zu steuern. Eine Erhöhung beispielsweise der Geschwindigkeit war jedoch nach wie vor nicht möglich. Angeblich waren die Galaktiker nicht in der Lage, die Schiffe mental zu steuern.

Für die Sicherheit war ein Kristallreflektor eingebaut worden, der perfekt den Ortungsreflex einer Schneeflocke nachahmte, was für den Moment der Überraschung ausreichte. Die individuelle Todesstrahlung selbst konnte natürlich nicht imitiert werden.

Mit den neuen Strukturtastern konnten die unterschiedlichen Kristallstrukturen der Abruse schon aus der Peripherie eines Sonnensystems erkannt werden. Damit war es möglich, Werftplaneten zu finden. An diesen Taster wurde ein Modul angekoppelt, das ähnlich wie eine Transformkanone Strukturbomben direkt auf Werftplaneten abfeuerte, womit eine Selbstzerstörung durch den Kristallbrand ausgelöst werden konnte.

Nachdem die Besatzungen der CAJUN und der CADRION sich mit ihren neuen Schiffen vertraut gemacht hatten, war alles zum Abflug bereit. Philip hielt sich ebenfalls an Bord der CIRIAC auf. Der Ennox ließ sich allerdings kaum sehen, noch suchte er freiwillig den Kontakt zu den anderen. Niemand wußte, was in ihm vorging. Michael Rhodan hatte einmal den Versuch unternommen, mit ihm zu reden, aber nach einer eindeutigen Abfuhr aufgegeben.

Kurz nach dem Start der Schiffe erhielt die CIRIAC nochmals einen Funkspruch von Sirlis.

»Auf dem Weg zum Nihhat-Nebel müßt ihr durch den Maridur-Sektor«, sagte die Cheftechnikerin. »Ihr solltet dort besser keinen Zwischenstopp einlegen, deshalb rufe ich euch an.«

»Weshalb nicht?« erkundigte sich Rhodan verwundert.

Sirlis' Stimme klang rauher und gedämpfter als sonst. »Dir ist sicherlich noch in Erinnerung, daß der Maridur-Sektor in letzter Zeit den Angriffen der Abruse am härtesten ausgesetzt war. Ich habe soeben die Mitteilung erhalten, daß der Sektor gefallen ist.«

In der Zentrale wurde es ganz still.

»Das tut mir sehr leid«, sagte Rhodan schließlich erschüttert.

Wie hohl und leer diese klischeehafte Phrase klang. Doch was konnte er sonst sagen?

Er verstand jetzt, weshalb Sirlis ihn beim letzten Gespräch bedrängt hatte, nicht abzufliegen. Andererseits: Wie lange hätten sie den Untergang hinauszögern können, wenn sie geblieben wären?

Ein paar Stunden, ein paar Tage? Wahrscheinlich nicht einmal Wochen.

Sirlis gab ein fast menschliches Seufzen von sich. »Habt Erfolg«, sagte sie leise.

Dann schaltete die Ayindi ab.

Der Terraner rief die anderen beiden Schiffe an und berichtete ihnen, was er soeben erfahren hatte.

»Am Pulverfaß ist die Lunte bereits entzündet«, schloß er. »Hoffen wir, daß die Zündschnur lang genug und das Pulver feucht ist.«

*

Um die Abruse nicht vorzeitig aufmerksam zu machen, legten die Schiffe die 22,5 Millionen Lichtjahre zum Nihhat-Nebel mit nur einem sehr kurzen Zwischenstopp zur Orientierung zurück. Dann steuerten sie direkt das Dolphor-System an.

Allerdings hatten alle ein mulmiges Gefühl. Hatte die Abruse zwischenzeitlich das System vielleicht in einer zweiten Großoffensive vernichtet?

Es war aber anzunehmen, daß die Barayd kurz vor dem Untergang standen. Der würde diesmal endgültig sein. Aus dem Volk der Krieger war ein Volk der Denker geworden, das keine mächtigen Fernraumer mehr baute, um zu fliehen und woanders eine neue Existenz aufzubauen zu können.

Abgesehen davon, daß es einen solchen Ort im Arresum wohl nicht mehr gab. Die letzte Enklave war der inzwischen weiter zusammengeschrumpfte Lebensbereich der Ayindi, und auch hier war es nur noch eine abschätzbare Frage der Zeit.

Michael Rhodan ging nervös in der Zentrale herum, auf der Suche nach irgendwelchen Auswegen. Er fuhr zusammen, als er eine Hand auf seiner Schulter fühlte.

»Bei der Konferenz mit den Ayindi wolltest du mich trösten«, sagte sein Vater leise. »Jetzt will ich dich beruhigen. Ich kann dir nicht sagen, weshalb, aber ich fühle, daß hier alles in Ordnung ist. Ich denke, die Abruse hat sich im Augenblick voll und ganz auf Maridur konzentriert. Sie wird sich dieser Kleingalaxis hier erst später wieder zuwenden, mit einer so großen Flotte, daß sie nicht mehr vernichtend geschlagen werden kann.«

»Sie hat so viel Zeit«, murmelte Michael. »Ich habe einfach Angst. Einer solchen Konfrontation standen wir noch nie gegenüber. Ich habe mich nie zuvor so hilflos und verloren gefühlt.«

»Wir werden einen Weg finden«, sagte Perry Rhodan ruhig. »Vertrau darauf. Wir werden es schaffen; irgendwie.«

*

Tatsächlich fanden sich in diesem Raumsektor keine Schneeflocken, nicht die geringste Spur. Die Zellaktivatorträger waren erleichtert, wenngleich ein bitterer Beigeschmack blieb.

Der friedliche Anblick war sicher nicht mehr von langer Dauer: Nunmehr von den Spähern des Kristalltodes entdeckt, gab es für die Barayd schon bald keine Hoffnung mehr. Die Abruse würde diesen Lebensbereich auslöschen wie alle anderen zuvor auch.

Die drei Rochenschiffe erreichten bald darauf das Dolphor-System, wo sie freundlich begrüßt und zum vierten Planeten, der Hauptwelt Yolmor, gelotst wurden. Die Barayd hatten anerkannt, wem sie letztlich den Sieg über den Ansturm der Abruse zu verdanken hatten.

Piior, der Geisteslenker der Quesch, hieß die Galaktiker über Funk willkommen und lud sie alle in die Schule Uttieks in Zhanth, der Millionenjährigen, der ersten auf Yolmor gebauten Stadt, ein.

Rhodan nahm die Einladung dankend an, und alle drei Schiffe flogen den Raumhafen bei Zhanth an. Er war leicht auszumachen, denn die titanische zylindrische Silhouette von Uttieks Turm ragte exakt 4089 Meter hoch in den Himmel hinauf. Ein steiler, glatter Berg aus stellenweise erdverkrustetem, stellenweise in der Sonne funkeln dem Metall, mehrfach höher als Shergen der Mächtige.

Piior selbst verließ seinen Horchturm natürlich nicht, sondern stellte wie schon beim erstenmal den Kontakt mit einem Übermittlungsgerät her.

Persönlich begrüßt wurden sie hingegen von Tje Minas, dem Regenten von Yolmor, und mehreren anderen hochgestellten Persönlichkeiten der Barayd, vor allem Lehrern.

Die Barayd waren humanoide, haarlose Wesen, kaum über einsvierzig groß und damit ein gutes Stück kleiner als der Durchschnittsmensch. Ihre nahezu albinotisch blasse Lederhaut war sehr faltig, um die Beweglichkeit zu garantieren. Je älter Barayd wurden, um so weniger Falten hatten sie, und um so weniger konnten sie sich bewegen. Da der Hals nicht beweglich war, drehten sie den ganzen Rumpf über das Becken. Sie besaßen sehr faltige Kugelschädel mit einem kleinen runden Mund und zwei schwarzen Augen. Die Mitte des Gesichtes wurde von individuellen Hautmaserungen geziert, die angeboren waren und im Lauf der Entwicklung zu typischen Zeichen auswuchsen. Die Beine waren überproportional lang, wodurch ein staksiger Gang entstand, die Gliedmaßen zweigeteilt, so daß man beispielsweise beim Arm zwischen Elle und Speiche den Finger hindurchstrecken konnte.

Tje Minas trat als Autorität auf. Dennoch konnte kein Zweifel darüber bestehen, wer hier tatsächlich das Sagen hatte: der Geisteslenker der Quesch.

Alaska Saedelaere wurde per Übermittlungsgerät von Piior besonders begrüßt, doch der Terraner reagierte eher kühl. Er hatte nicht vergessen, daß die Quesch dazu bereit gewesen waren, die Barayd zu opfern, um selbst zu überleben.

Sicher ein verständlicher Gedanke, der aus dem Überlebenstrieb entstand. Aber dies auch in die Tat umsetzen zu wollen - das war mehr als verwerflich. Piior hätte sich der Verantwortung für das Volk bewußt sein müssen.

Nach einigen belanglosen Worten drückte Perry Rhodan sein Erstaunen darüber aus, weshalb hier alles so friedlich sei.

»Wir haben wohl eine längere Kampfpause erwirkt«, antwortete Tje Minas. »Es ist uns gelungen, Abrutian ein zweites Mal vernichtend zu schlagen, und nun hat er sich erst einmal zurückgezogen.«

Atlan hob seine weißen Brauen. »Zurückgezogen? Und wie ist es euch gelungen, Abrutian vernichtend zu schlagen?«

Um den Mund des Regenten herum bildeten sich wellenartige Falten,

was wohl ein Lächeln bedeutete. »Nun, allein hätten wir das wohl nicht geschafft. Aber uns kam ein Verbündeter zu Hilfe!«

*

Die Zellaktivatorträger waren für einen Moment so verwirrt, daß sie Tje Minas sprachlos anstarnten. Dann sprachen einige gleichzeitig los.

Der Regent hob nur wortlos die Hände; offensichtlich bereitete es ihm Vergnügen, die Fremden zappeln zu lassen.

Statt dessen meldete sich der Geisteslenker Pior zu Wort. Wie es anscheinend Art der Quesch, der legendären Horcher, war, gab er seinen Bericht jedoch sehr umständlich und wortreich ab, ohne eigentlich eine Antwort auf die brennende Frage zu geben, wer der geheimnisvolle Verbündete sei.

»Jedes Zeitalter bringt höchstens fünfzig Immune hervor, eine verschwindend geringe Zahl gegen die Gefahr des Abrutian. Dennoch haben unsere Kundschafter viele Erfolge bei ihren Ausflügen in die Todeszone erzielt und das ASYL jahrhunderttausendlang auf ihre Weise beschützt. In diesem Zeitalter haben wir zum erstenmal seit längerer Zeit wieder die volle Zahl erreicht. Bevor ihr zum erstenmal bei uns erschienen seid, ist der Immune Isouder mit seiner Aktionspartnerin Amarina zu einem langen Erkundungsflug aufgebrochen. Dabei geschahen ganz unvorstellbare Dinge, wie sie sich nie zuvor ereignet haben. Und sie fielen zusammen mit den Ereignissen hier im Dolphor-System, als wir zum erstenmal erfuhren, daß es außer uns noch andere Enklaven gibt.«

Der Geisteslenker erwähnte mit keinem Wort die Ayindi; dies war ein Tabu. Wenngleich auch die normalen Nachkommen der Barayen durch die Beeinflussung der Quesch sich nicht mehr daran erinnern konnten: Die Horcher selbst hatten den damaligen plötzlichen Rückzug der Ayindi, diesen schmählichen Verrat der Bündnispartner, niemals vergessen. Deshalb hatte Pior die Galaktiker zunächst als Feinde angesehen, da sie in den durch die Überlieferung noch bekannten Rochenschiffen erschienen waren.

Pior fuhr mit seinem Bericht fort, schmückte ihn mit endlosem und belanglosem Beiwerk aus. Die Galaktiker wurden zusehends unruhiger.

Die Höflichkeit verbot es jedoch, ihn zu unterbrechen und auf eine deutliche Aussage zu drängen. Schließlich wollten sie noch einmal Utteiks

Turm betreten.

»Isouder widerfuhr dasselbe wie uns: In einer prekären Lage, die Amarina das Leben kostete, entdeckte er den Fremden. Ein Wesen, das er nie zuvor gesehen hatte. Isouder war sicher, daß der Fremde ein nie zuvor aufgetretener Gesandter Abrutians sein mußte, und er unternahm alles, um seiner habhaft zu werden.«

Piior machte die nächste bedeutungsschwere Pause. Alaska stellte sich den hellhäutigen, schimmernden Geisteslenker mit seiner dünnen Kleidung und den Schnürsandalen vor, wie er ihm im Horchturm zum erstenmal begegnet war.

Wie er den Eindruck gehabt hatte, der Führer der Quesch würde ihn aus seinen leeren Augenhöhlen anstarren, ihn bis in sein tiefstes Inneres durchschauen. Auch du hast eine Maske getragen, und du siehst die Dinge anders als die anderen. Du siehst mehr...

»Gibt es eine Möglichkeit, Isouders Geschichte von ihm selbst zu hören?« fragte Perry Rhodan vorsichtig an, als das Schweigen sich in die Länge zog.

Er sah dabei Tje Minas an, der kurz zögerte und dann nickte. »Weshalb auch nicht? Schließlich hat er die Geschichte selbst erlebt. So soll ihm auch die Ehre zuteil werden, sie euch zu erzählen. Dazu sollten wir uns aber zum Vorplatz der Schule begeben; Isouder soll von seinem Phoor-Jäger aus sprechen, sonst könnt ihr ihm nicht folgen.«

Die Immunen waren rein äußerlich durch ihre dunkle, rötliche Hautfarbe von den »normalen« Barayd gut zu unterscheiden. Doch auch in ihrem Verhalten waren sie schnell erkennbar: Durch die Herabsetzung ihrer Vitalenergie bis fast auf Null lebten sie in einer völlig anderen Zeitebene. Sie bewegten sich unglaublich langsam, ihre Worte dehnten sich unerträglich in die Länge, ihre Gedanken sanken auf ein absolutes Minimum herab.

Sie hatten kein Interesse am normalen Leben, nur eine ständige Sehnsucht, wieder in ihre Phoor-Jäger zurückkehren zu können. Erst im geistigen Verbund mit den neunzig Meter langen pfeilartigen Jägern erwachten sie wieder zu normalem, schnellem Leben.

So verlegte die Zusammenkunft ihren Sitz nach draußen. Isouder ließ glücklicherweise nicht lange auf sich warten, da er seit seiner Rückkehr

Yolmor nicht wieder verlassen hatte.

Nachdem der Jäger gelandet war, stellte der Immune eine Verbindung zu allen Anwesenden her; durch die technische Unterstützung war er sehr gut verständlich, vielleicht nur um einen Bruchteil langsamer.

Ohne lange Einleitung erzählte er seine Geschichte...

5.

Isouder

Amarina, da ist er wieder, übermittelte das System Isouders Gedanken. Versuch, ihm auszuweichen. Ich mache die Geschütze bereit.

Ich weiß nicht, ob er so einfach zu bekämpfen ist. Einen solchen Boten Abrutians habe ich noch nie gesehen.

Wir waren auch noch nie so weit in der Herrschaftszone des Abrutian, Isouder.

Wir dürfen ihm dennoch nicht zu nahe kommen.

Isouder versuchte seine Gedanken zu leeren und sich auf ein geschicktes Ablenkungsmanöver zu konzentrieren, das ihnen den Verfolger vom Hals schaffen sollte.

Das Team war schon lange überfällig. So weit in die Todeszone war schon sehr lange kein Aktionsteam mehr vorgedrungen. Sie hatten eine Menge Informationen gesammelt, die so schnell wie möglich von den Quesch ausgearbeitet werden sollten.

Es war vor allem eine Fülle von Daten über...

»Isouder, da ist er schon wieder!« rief Amarina, diesmal laut.

Der Immune, der als Erster Pilot den Jäger führte, schreckte hoch. Wieder hatte er sich in Gedanken verloren! Was war nur los mit ihm?

Du läßt dich zu sehr von Ouidane beeinflussen, übermittelte Amarina.

Ouidane, das Flammengesicht, die legendäre Anführerin und Sprecherin der Immunen. Sie war schneller als sie alle, dem Gesetz der unendlichen Langsamkeit, der Abstumpfung der Gedanken nach Verlassen des Jägers nicht so stark unterworfen. Sie hatte Isouder einmal erklärt, daß sie sich durch ständiges Kopfrechnen fit hielte, das würde den Verlangsamungsprozeß aufhalten. Isouder, nach Ouidane der zweitjüngste der Immunen des Zeitalters Thirne, war tatsächlich fasziniert von ihr und

ihrem starken Willen, daß er sie als einziger ernst nahm.

Es war sehr schwer, aber er gab nicht auf. Wenn sie es konnte, warum nicht auch er? Sicher, sie trug das Flammenzeichen, das böse Mal, und war schon deshalb anders als alle. Aber schneller zu sein, die gedankliche Beweglichkeit zu erhalten - das konnte doch nicht schlecht sein...

»Er greift nicht an«, murmelte Amarina.

Sie war längst an Isouders abschweifende Gedanken, seine Träume gewöhnt. Sie konnte seine Wünsche nicht nachvollziehen, da ihr ganzes Interesse nur dem Kampf gegen Abrutian galt, aber sie versuchte nie, ihn zu beeinflussen. Sie arbeiteten beide schon sehr lange zusammen, als nahezu perfektes Aktionsteam.

Amarina wußte, daß sie sich in heiklen Situationen immer auf Isouder verlassen konnte. Dabei kam sein Ehrgeiz, schneller zu sein als andere, ihnen beiden sogar noch zugute.

Doch war es jetzt wirklich höchste Zeit umzukehren. Wahrscheinlich waren sie von den Quesch bereits abgeschrieben worden.

»Was hat er nur vor?« fragte Amarina. »Er folgt uns die ganze Zeit, ohne auf Angriffskurs zu gehen.«

»Sollen wir ihn anrufen?« überlegte Isouder.

»Nein. Es handelt sich bestimmt um einen Boten Abrutians, der uns verunsichern soll. Möglicherweise hat Abrutian Kenntnis davon bekommen, was wir an Daten gesammelt haben, und will sie zurückholen. Und vielleicht noch ein wenig mehr über uns erfahren...«

»Das wäre das erste Mal.«

»Was wir entdeckt haben, geschah auch zum erstenmal.«

*

Manchmal zweifelte Isouder selbst an dem Erfolg, den sie beide als erste Immune nach so langer Zeit erzielt hatten.

Sie hatten einige Bastionen Abrutians entdeckt, dabei waren sie immer tiefer in die Todeszone hineingeraten. Irgendwie, so vermuteten beide, gab es ein bestimmtes System in der Anordnung der Planeten, auf denen Abrutian neue Geschöpfe heranzüchtete.

Und dann waren sie auf den seltsamsten aller Planeten gestoßen. Sie hatten dort für längere Zeit einen heimlichen Beobachtungsposten bezogen, um ihre Entdeckung wirklich beweisen zu können. Und es

stimmte: Auf diesem Planeten wurden abrutianische Kommandantenschiffe bemannt.

Es war nicht der einzige Planet dieser Art. Die beiden Immunen folgten nach dieser Entdeckung der Spur noch weiter hinein in den Machtbereich Abrutians. Anhand ihrer Aufzeichnungen hatte sich zwischen den Beobachtungspunkten eine Art Spinnennetz gebildet, dessen inneren Fäden sie über Querverbindungen folgten.

Natürlich war es nur eine hypothetische Annahme, daß hinter der Aufteilung der Zone ein solches System steckte, aber es war endlich einmal ein Weg, dem man folgen konnte. Alle Phoor-Jäger hatten bisher nur die Möglichkeit gehabt, den Raum der Todeszone Stück für Stück abzutasten und sich langsam nach innen vorzuarbeiten.

Der Erfolg sprach für sich: Isouder und Amarina fanden weitere solcher Planeten.

Nach diesen Entdeckungen fanden sie sich schließlich so weit von ihrem Heimatsystem entfernt, daß es nur noch eine Wahl gab: weiterzufliegen oder umzukehren, um die Daten zu überbringen.

Die Verlockung, noch weitere Geheimnisse Abrutians aufzudecken, war sehr groß, aber das Pflichtbewußtsein setzte sich letztlich durch. Die Daten, die sie bereits gesammelt hatten, waren im Augenblick wichtiger als alles, was es möglicherweise noch zu finden gab. Danach konnten sie beim nächsten Flug suchen.

Sie ließen ACORAM umdrehen und Kurs auf das heimatliche System nehmen - und dann tauchte der geheimnisvolle Verfolger ganz plötzlich aus dem Nichts auf. Es hatte davor keinerlei Anzeichen irgendwelcher abrutianischen Aktivitäten gegeben. Isouder und Amarina hatten auch keine Vorsichtsmaßnahme außer acht gelassen.

Und doch mußten sie irgendwo als Eindringlinge aufgefallen sein.

Einmal, als sie nur ganz kurz in den Normalraum zur Orientierung zurückgefallen waren, wurde ein Schiff von den Tastern ACORAMS geortet, nicht weit hinter ihnen.

Keine Schneeflocke.

Auch kein Kommandantenschiff.

Es war überhaupt nichts aus Kristall.

Aber es mußte etwas von Abrutian sein, denn die Barrayd waren die

letzte noch existierende Lebensform im Universum. Es gab keine anderen, schon seit Millionen von Jahren nicht mehr.

Die Ortung zeigte ein flaches, fladenförmiges Schiff, nicht besonders groß, kaum größer als ACORAM.

»Ein Jäger«, vermutete Amarina nach einigen Stunden ergebnisloser Flucht. »Es ist bestimmt ein Jäger, unseren eigenen Erkundungsschiffen nachempfunden. Er soll wohl speziell auf uns angesetzt werden. Vielleicht ist das der Grund, weswegen wir auf unserem ganzen Flug in keine gefährliche Situation geraten sind: Der Jäger folgt uns schon lange heimlich, um zu sehen, was wir tun, und handelt nun, weil wir umgedreht haben.«

»Willst du ihn angreifen?« fragte Isouder.

»Noch nicht«, sagte seine Partnerin. Er seufzte erleichtert. »Das Risiko ist viel zu hoch, Isouder. Wir müssen unsere Daten unbedingt nach Yolmor bringen, alles andere ist jetzt unwichtig.«

»Wir werden ihn abschütteln«, zeigte sich Isouder optimistisch. »Ich habe seine Flugkünste intensiv beobachtet und kann mich darauf einstellen. Du wirst sehen; bald sind wir ihn los, Amarina.«

Er unternahm etliche Ablenkungsmanöver, startete Scheinangriffe, denen der andere Jäger ausweichen mußte, um dann blitzschnell abzutauchen. Nach einer weiteren solchen Aktion, bei der der andere so weit abgedreht hatte, daß ACORAM einen Vorsprung gewann, beschleunigte Isouder und ging in den Hyperraum. Er wiegte sich jedoch nicht in trügerischer Sicherheit, sondern unternahm mehrere willkürliche Überlichtetappen, die von der ursprünglichen Flugrichtung ablenken sollten.

Als er zur letzten Orientierung in den Normalraum zurückkehrte, kam auch der Verfolger kurz darauf nach.

Isouder war so enttäuscht und verunsichert, daß er für einen Moment regungslos verharrete.

Amarina, nüchtern und konzentriert wie immer, bemerkte sachlich: »Er besitzt eine sehr gute Hyperraum-Ortung, Isouder. Ich will nicht orakeln, aber ich glaube, wir stecken ziemlich fest im Eis.«

Kälte war der größte Feind der Barayd. Die alten Barayd, die nicht mehr die bewegliche, geschmeidige und undurchlässige Lederhaut der jungen besaßen, zogen sich bei schnelleren Bewegungen in der Kälte

schmerzhafte und blutende Risse in der porösen Haut zu. Wurde es zu kalt, konnten sie sich nicht mehr bewegen und mußten erfrieren. Die Immuniten, außerhalb ihrer Jäger in ihrer Bewegungsfähigkeit ohnehin stark eingeschränkt, lebten in Zhanth daher sehr abgeschlossen, teilweise unterirdisch in gleichbleibend warmen, speziell für sie eingerichteten Anlagen.

»Es bleibt uns wahrscheinlich nur eine Wahl«, fuhr Amarina grimmig fort. »Du wirst noch einen letzten Versuch unternehmen. Schlägt auch dieser fehl, werden wir angreifen. Wenn wir unsere Heimat schon nicht mehr erreichen können, nehmen wir den Jäger wenigstens mit in den Tod.«

*

Die Verfolgungsjagd hatte die beiden inzwischen so in Anspruch genommen, daß sie einen folgenschweren Fehler begingen: Sie konzentrierten sich so sehr auf dieses eine Schiff, daß sie alle übrigen Sicherheitsvorkehrungen schlicht vergaßen.

Auch Isouders letzter Versuch, den hartnäckigen Verfolger abzuschütteln, schlug fehl.

Amarina drängte jetzt: »Wir müssen es tun, Isouder! Wir können ihn nicht loswerden, also müssen wir ihn vernichten. Keinesfalls können wir ihm den Weg zum ASYL zeigen.«

Du hast recht, übermittelte ihr Isouder widerstrebend über die Mentalverbindung. Aber vielleicht sollten wir ihn vorher anrufen.

Auf keinen Fall, lehnte seine Aktionspartnerin ab. Möglicherweise besitzt er eine uns unbekannte Waffe, die uns per Funk beeinflussen und lähmen könnte. Damit würden wir uns selbst an ihn ausliefern. Oder er könnte alles über uns erfahren. Wir haben keine Wahl mehr, Isouder. Er oder wir!

Oder beide, fügte Isouder düster hinzu.

»Wenn es so sein soll«, sagte Amarina laut und schlicht.

Für einen Moment spürte Isouder ihre Aufmunterung über die gedankliche Verbindung. Sie waren schon so lange zusammen, daß sie fast eine Einheit bildeten. Es tat ihm gut, sie zu spüren, ihre Nähe.

Er beugte seinen Rumpf leicht nach vorn.

»Aktiviere die Geschütze«, sagte er. »Wir greifen jetzt an, und zwar

direkt. Deck ihn ein, dann haben wir noch eher eine Chance, daß seine Salven danebengehen.«

Er wendete ACORAM und flog auf den fremden Jäger zu, auf einem Kurs, den er bereits für ein Scheinmanöver benutzt hatte. Diesmal, um ihn erneut zu täuschen, bis es für einen Gegenangriff zu spät war.

Der Jäger reagierte auch jetzt nicht, indem er seine Waffen aktivierte oder einen Schutzschild errichtete. Er wich nur aus, als Amarina aus allen Rohren zu feuern begann.

ACORAM erzielte einige Treffer, doch keine bedeutenden. Isouder wendete und richtete den Kurs auf einen weiteren Angriff aus, während Amarina erneut die Waffensysteme justierte.

In diesem Moment tauchten die Schneeflocken auf.

*

Es war nur wenig Zeit zwischen den Schüssen vergangen. Abrutian begann jedoch augenblicklich mit Gegenaktionen.

Von überall her fielen Schneeflocken aus dem Hyperraum und gingen zum Angriff über.

Isouder und Amarina reagierten sofort und konzentrierten sich auf die Flotte. Es gelang ihnen, die vordersten zwei Schiffe abzuschießen, bevor sie abdrehten und die Flucht ergriffen.

Möglicherweise hat der Jäger gar keine Waffen; deshalb hat er uns nie angegriffen, dachte Amarina.

Und wir haben Abrutians Boten mit unserer eigenen Dummheit angelockt, schloß sich Isouder ihrer Meinung an. Wir haben auf nichts mehr geachtet. Daß er um Hilfe rufen könnte, haben wir überhaupt nicht in Erwägung gezogen.

Noch können wir ihnen entkommen, machte Amarina sich selbst und ihm Mut. In der Verwirrung schaffen wir es vielleicht endlich, uns aus dem Staub zu machen.

Der Phoor-Jäger schoß wie ein Pfeil zwischen den Schneeflocken hindurch, feuerte dabei in alle Richtungen. Wenn es ihnen gelang, sich so weit abzusetzen, daß sie in den Überraum tauchen konnten, bevor die anderen ihnen folgten, war ihnen die Flucht schon halb gelungen. Mit mehreren Sprüngen unterschiedlicher Richtung konnten sie diesmal vielleicht sogar ihren geheimnisvollen Verfolger loswerden.

»Es kommen immer mehr«, murmelte Amarina.

Über die faltige rötliche Lederhaut ihres Gesichtes flossen hektische violette Wellen. Ihre Gesichtszeichnung, die einem vielverzweigten Ast glich, schien aufzuhühen.

»Wir schaffen es.« Diesmal war die Reihe an Isouder, Hoffnung zu verbreiten.

In diesem Moment explodierte ein greller weißer Blitz vor seinen Augen, und er wurde beinahe durch die Zentrale geschleudert, als das Schiff von heftigen Explosionen erschüttert wurde. Für einen Moment kam es ihm so vor, als sei ACORAM in voller Geschwindigkeit gegen irgendeine Mauer geprallt.

Sie wurden durcheinandergeschüttelt, und er sank stöhnend und wimmernd in den Sessel zurück, umklammerte die Armlehnen. Immune waren ohnehin extrem lichtempfindlich, und ein solcher Lichtblitz bedeutete für sie echten körperlichen Schmerz.

Amarina stieß einen lauten Schrei aus, ihre Qual brachte Isouder sofort wieder zum Bewußtsein. Er schüttelte die eigene Pein ab, blinzelte heftig und drückte die Handflächen gegen die runden schwarzen Augen, um wieder klare Sicht zu bekommen. Hoffentlich war er durch den Schock nicht erblindet.

Nein. Keine solchen Gedanken jetzt.

Wir müssen weg, irgendwie!

Anscheinend war dicht bei ihnen eine Schneeflocke aus dem Überraum gekommen, anders konnte er sich dieses Chaos nicht erklären. ACORAM meldete in abgehackten, teilweise sinnentstellten Sätzen die Schäden.

Zusammengefaßt und übersetzt bedeutete dies: Das Schiff war nur noch Schrott.

Hilflos trudelte es durch den Raum, in freiem Fall auf ein kleines System zu. Isouder hatte keine Zeit, auf die Flotte Abrutians zu achten. Immer noch halb blind, versuchte er verzweifelt, das Schiff in den Griff zu bekommen, während er seine Aktionspartnerin mental zu kontaktieren versuchte, jedoch keine Antwort bekam. Schließlich rief er laut:

»Amarina! Bist du in Ordnung?«

Er hörte sie stöhnen und warf ihr einen raschen Blick zu. Amarina kam

gerade wieder zu sich. Von ihrem kahlen runden Schädel rann gelbes Blut. Ihr rechter Arm hing schlaff an der Seite, mit der linken Hand tastete sie über ihr Gesicht. Um sie herum lagen einige Metallteile, die sich beim Aufprall von der Decke der Zentrale gelöst hatten und auf sie herabgestürzt waren.

Auch in der Nähe von Isouders Sessel lagen Bruchstücke. Er war glücklicherweise nicht getroffen worden.

»Amarina!« wiederholte er angstvoll.

»Ich bin in Ordnung«, kam es leise zurück.

Sie klang schmerzerfüllt und schwach, aber sie lebte noch; ihr Verstand hatte auch keinen Schaden genommen. Die Verletzungen waren sicher nicht so schlimm, wie es auf den ersten Blick aussah.

»Wie sieht es aus?« fragte sie. »Ich bin immer noch geblendet...«

»Eine Schneeflocke, die dicht bei uns materialisierte, hat das Schiff beschädigt«, berichtete Isouder.

»Schlimm?«

»Sehr schlimm, Amarina. Wir befinden uns in freiem Fall. Aber ich schaff's schon. Ruh dich aus.«

»Warte... nur noch einen kleinen Moment...«

»Nur ruhig. Ich kann das allein.«

Plötzlich, im Augenblick höchster Gefahr, überkam ihn eiskalte Ruhe. Er konnte sich nicht auf seine verletzte Partnerin verlassen, sondern mußte allein handeln und entscheiden. Damit trug er auch die Verantwortung für ihr Leben. Seine Gedanken waren klar und geordnet, und vom Leitsystem ACORAMS war noch so viel übrig, daß ein Teil seiner Befehle umgesetzt werden konnte.

Isouder bemerkte nichts mehr um sich herum; sein Blick war starr auf den zweiten der drei Planeten gerichtet, die eine fahlgelbe Sonne umkreisten. Natürlich eine Kristallwelt, wie alle anderen, aber vielleicht konnte er dort einigermaßen heil landen und zusammen mit dem Selbstdiagnoseprogramm den Jäger soweit herrichten, daß sie nach Hause fliegen konnten.

»Halt durch«, murmelte er, zu Amarina wie zu sich selbst. »Gleich kann ich dir helfen.«

»Was hast du vor?« flüsterte sie.

»Landen. Ich habe keine andere Wahl. Uns wird nichts geschehen. Wir sind ja immun gegen die Strahlung der Kristalle.«

Die Welt kam rasend schnell näher. Isouder fühlte, wie ihm schwindlig wurde. Der Jäger trudelte und taumelte durchs All, und seine Systeme setzten nacheinander aus. Nicht mehr lange, dann gab es keine Rettung mehr.

Nur noch wenige Augenblicke. Nur noch landen, ACORAM! Nicht mehr weit...

Verzweifelt versuchte er, die Herrschaft über den Phoor-Jäger zu behalten. Die Geschwindigkeit mußte unbedingt verringert werden...

Sein Gehirn arbeitete auf Hochtouren, und seine Hände versuchten manuell zu schalten, soweit das möglich war. Er wurde nach vorn geschleudert; es trieb ihm keuchend die Luft aus dem Leib, als das Hauptsystem plötzlich reagierte und den Gegenschub aktivierte. Isouder achtete nicht auf das Flimmern vor seinen Augen, fast wütend kämpfte er ums Überleben.

Dennoch kam der Erdboden unglaublich schnell näher, und er versuchte den Jäger hochzuziehen. Dicht über der Oberfläche raste er dahin, wurde nur ganz allmählich langsamer.

Es ging alles viel zu schnell, Isouder hatte keine Chance, rechtzeitig genug reagieren oder etwas unternehmen zu können.

Die Welt ging für ihn schlagartig in einem gewaltigen Knall unter. Er glaubte, zusammen mit dem Schiff in tausend Teile zerrissen zu werden, und schrie seinen Schmerz hinaus, bis er das Bewußtsein verlor.

6.

Der Verfolger

Isouder erwachte in der Stille.

Einige Zeit sah der Barrayd nichts, da er unter Kabeln, Drähten und Bruchstücken begraben lag. Vorsichtig versuchte er sich zu bewegen; sein ganzer Körper schmerzte, aber er schien nichts gebrochen oder innere Verletzungen zu haben.

Dennoch dauerte es Stunden, bis er sich befreit hatte und mühsam aufzustehen konnte.

Was er dann sah, raubte ihm fast den Atem. Von ACORAM war so gut wie nichts mehr übriggeblieben außer einer Menge rauchender und schwelender Trümmer.

Die Zentrale erhob sich wie eine schützende, abgeschlossene Glocke über die Trümmer. Innen war alles weitgehend zerstört, aber die Außenhülle hatte dem Aufprall standgehalten. Es war genügend Atmosphäre vorhanden, um die nächsten Stunden zu überleben.

Die Zentraleinheit, das Herz des Schiffes, war wundersamerweise noch nicht ganz erloschen. Isouder spürte über die Neuralverbindung nach wie vor ein ganz leises Summen und Wispern. Es war noch genug Energie da, um ihm eine fast normale Bewegung zu ermöglichen; auch sein Gedankenfluß war noch nicht in der dumpfen Welt der Trägheit versunken.

Amarina...

Er rief nach ihr, zuerst mental, dann laut. Keine Antwort. Voller Angst begann der Immune zu suchen.

Es war mühsam, sich durch die Wrackteile hindurchzukämpfen, er verbrauchte dabei eine Menge Energie und Luft. Gleichzeitig verschaffte es ihm die Bewegungsfreiheit, die er brauchte, sosehr es auch schmerzte. Wenn er sich jetzt in sein Schicksal ergab, würde er, sobald die Reizstromzufuhr ausblieb, zu kaum einer Bewegung mehr fähig sein.

Vorher mußte er unbedingt Amarina finden. Zusammen konnten sie sich gegenseitig anspornen.

Er suchte, wo er konnte; so groß war ihm die Zentrale bisher nie vorgekommen. Immer öfter mußte er eine Pause einlegen und seine Gliedmaßen reiben. Das Blut aus kleineren Wunden verkrustete auf seiner Haut und bröckelte schließlich ab.

Amarina lag im hintersten Teil der Zentrale, die Körpermitte war von einem Metallträger durchbohrt. Ihr Gesicht zeigte jedoch einen friedlichen und entspannten Ausdruck; offensichtlich war sie sofort tot gewesen und hatte nicht mehr leiden müssen.

Als Isouder sie vor sich liegen sah und als ihm bewußt wurde, daß er nun völlig auf sich allein gestellt war, krampfte sich alles in ihm zusammen: Er brach zusammen und übergab sich. Die jeweils seitlich am Hals sitzenden ohrmuschelartigen Kombiorgane sogen pfeifend den Atem ein,

während er vornübergekrümmt leise und gequält vor sich hin wimmerte.

Sterben, das war sein einziger Wunsch. Sterben, damit der Schmerz aufhörte, in seinem Körper und in seinem Verstand.

*

Zeit zu sterben war es jedoch nicht - noch nicht. Als Isouder spürte, wie der Reizstrom in der Neuralverbindung allmählich schwächer wurde, erwachte in ihm erneut der Überlebenswille. Vielleicht hatte er deswegen Ouidane stets so fasziniert zugehört, weil er ihr doch ähnlich war. Sie war eine echte Kämpferin, weil sie gelernt hatte, das Leben zu schätzen.

Nein, er wollte nicht so einfach aufgeben! Natürlich wäre es einfach, sich gehenzulassen; alles wäre vorbei und vergessen. Aber dafür hatte er sich nicht erst in die Gefahr begeben, um sich dann feige davonzuschleichen. Dann wäre alles umsonst gewesen. Erst mußte er seine Arbeit beenden, bevor er sich selbst aufgab.

Wäre Amarina am Leben gewesen, hätte es solche Gedanken gar nicht erst gegeben. Was sollte jetzt anders sein, nur weil er allein war?

Ihm war klar, daß er hier, so tief im Machtbereich des Abrutian, niemals rechtzeitig gefunden werden würde. Niemand wußte, wohin er mit seiner Aktionspartnerin geflogen war. Sie waren schon lange überfällig und vielleicht abgeschrieben worden. Niemand würde sie suchen.

Die Kristallwelt selbst bot für ihn keine Überlebensmöglichkeit. Er konnte sich mit dem Raumanzug und den Notversorgungssystemen allerdings lange genug am Leben erhalten, um wertvolle Daten aus dem Wrack zu bergen und an Stellen zu verstecken, wo sie die Boten des Abrutian nicht finden konnten.

Und dann mußte er einen Hinweis im Schiff hinterlassen, etwas Markantes, das Abrutian nicht auffallen würde, jedoch die Aufmerksamkeit möglicher anderer Immuner erregen könnte, die vielleicht irgendwann mit einem Phoor-Jäger bis hierher vorstoßen würden. Dadurch konnten die Daten vielleicht doch noch ihren Zweck erfüllen.

Isouder vertraute darauf. Uttiek würde es niemals zulassen, daß etwas so Wertvolles verlorenging und Abrutian einen Vorteil gab.

Er mußte nur dafür sorgen, daß er nicht zu langsam wurde. Ouidane hatte ihm erklärt, wie sie dagegen ankämpfte, und er mußte etwas Ähnliches versuchen. Er mußte einfach ständig seine Gedanken auf seine

Aufgabe richten.

Der Schmerz über Amarinas Verlust würde das Seine tun. Die Lücke, die sie hinterlassen hatte, die Stille in seinem Verstand - sie konnte niemals mehr ausgefüllt werden. Zu lange waren sie schon zusammen gewesen, jeder fast ein Teil des anderen.

Nein, der Schmerz und die Trauer würden ihn nicht zur Ruhe kommen lassen. Darauf wollte er sich konzentrieren. Er wollte es für Amarina tun, für Uttiek und für Uttieks Geschöpfe.

Damit Abrutian, der schuld an diesem schrecklichen Unglück war, endlich ausgelöscht wurde. Vernichtet. Für immer!

*

Es war schwer, so schwer. Oft sehnte Isouder sich zurück in die heile Welt ACORAMS, in die Behaglichkeit der Reizstrom-Impulse, die ihm das Gefühl vermittelten, zu leben.

Er konnte es nicht verhindern, daß seine Bewegungen unendlich langsam wurden. Er merkte es nur daran, daß er für einen einzigen Handgriff so lange brauchte, bis er völlig erschöpft Pause machen mußte.

Seitdem er in die stille, geradezu erstarnte Welt der Langsamkeit zurückgekehrt war, war er fast froh, allein zu sein. So hatte er keinen Vergleich zum normalen Leben um ihn herum.

Soweit er das noch mitbekommen hatte, gab es auf der Kristallwelt überhaupt kein Leben, auch kein abrutianisches. Sie war leer und tot, ein erloschener Kristall, von den matten Strahlen einer sterbenden Sonne beleuchtet, verloren irgendwo im Reich eines Wesens, das alles Leben fraß.

Isouder zählte bald auch nicht mehr zu den Lebenden. Die wenige Energie, die er noch ausstrahlte, konnte nicht mehr angemessen werden.

Deshalb hatten sich die Schneeflocken wohl zurückgezogen. Sie waren davon ausgegangen, daß keiner überlebt hatte und daß der Kristallisationsprozeß bald einsetzen würde. Jedenfalls war seit der Bruchlandung keine Schneeflocke auf der Welt gelandet, die Isouder bei sich Amarinas Grab genannt hatte.

Wenigstens konnte er so sein Vorhaben, die Daten zu retten, vollenden. Falls er, gemessen an der Langsamkeit seiner Aktionen, so lange überleben konnte. Aber das mußte er wohl einfach abwarten.

Die Daten zu finden war bereits eine aufwendige Aktion. Er hatte sich darangemacht, solange die Restenergie des Schiffes ihm Impulse liefern konnte. Aber nichts befand sich mehr an seinem ursprünglichen Platz, und er brauchte sehr lange, bis er endlich den Speicher mit dem Sicherheitsbehälter für die Datenträger gefunden hatte.

Danach nahm er allen Mut zusammen, um die Verbindung zu ACORAM endgültig zu unterbrechen. Obwohl der Strom nur noch ganz schwach floß und in wenigen Stunden ohnehin ganz ausfallen würde, fiel es ihm schwer, die Neuralverbindungsstecker aus seinem Kopf zu ziehen und sich zu trennen.

Von da an war er von absoluter Stille umgeben: ein Verbannter auf einer gigantischen Toteninsel, das einzige Lebewesen eines ganzen Universums. Es würde nie wieder eine Verbindung zur Heimat geben.

Das ist jetzt nicht wichtig, Isouder! Im Selbstmitleid versinken kannst du dann, wenn alles erledigt ist. Dann hast du genug Zeit dafür. Amarina würde jetzt schon wieder amüsiert sein über deine abschweifenden Gedanken. Konzentriere dich aufs Wesentliche, das hat sie dich immer ermahnt.

Den Datenträger bei sich, verließ er im Raumanzug das Schiff und betrat zum erstenmal Amarinas Grab.

Zuerst mußte er ein Versteck suchen, eine Stelle, die nicht zu markant war und doch gefunden werden konnte. Dann erst konnte er darüber nachdenken, welchen Hinweis er im Schiff hinterlassen mußte. Er konnte sein Denken nur noch in eine einzige Richtung lenken, auf eine einzige Bahn.

Damit zwang er sich zur Bewegung. Er dachte unaufhörlich an seine Aufgabe, in genau der Reihenfolge: das Land absuchen, die Daten verstecken, die Stelle markieren, sich die Stelle genau einprägen, zum Schiff zurückkehren, einen Hinweis zurücklassen.

Dabei war er oft sehr müde, und seine Gedanken wurden schwach, der Verstand leer. Es tat richtiggehend weh, sich immer wieder zusammenreißen zu müssen, sich dazu zu zwingen, die genaue Reihenfolge zu durchdenken. Wenn er hängenblieb, war er der Verzweiflung so nahe, daß er beinahe verrückt wurde.

Das gab ihm aber jedesmal den Anstoß, wie ein Reizimpuls, wieder von

vorn anzufangen und die Reihenfolge zu durchdenken, so oft zu wiederholen, bis er sie ganz durchdacht hatte.

Und dann fing er wieder von vorne an...

Ein großes Problem dabei war, daß das Land überall gleich aussah. Da Isouder seinen Körper über das Becken nur sehr langsam drehen konnte, um eine Übersicht zu erhalten, fiel ihm überhaupt nichts Markantes auf.

Er hatte es einfach vergessen, bis er sich vollends um neunzig Grad gedreht hatte. Es dauerte zu lang, er konnte das Bild vor seinem inneren Auge nicht festhalten.

Der Mutant hatte gar keine andere Wahl, als diese Prozedur so lange zu wiederholen, bis sich das Bild in seinen Verstand eingebrannt hatte. Denn wenn er das nicht tat, fand er nie mehr zu seinem Schiff zurück.

*

Als Isouder dann ins Land hinausging, benötigte er ebenfalls sehr viel Zeit. Nicht nur, weil er für jeden Schritt unendlich lang brauchte, sondern weil er immer wieder verharren, sich umschauen und sich die Position des Schiffes einprägen mußte.

Das Land war ihm bisher eben vorgekommen, und er merkte auch keinen Unterschied beim Gehen - so langsam, wie er vorankam. Solange er das Schiff sehen konnte, würde das Zurückkehren kein Problem darstellen, aber er war nicht absolut sicher, daß das gesamte Land flach war.

Und diese Vorsicht machte sich bezahlt. Tatsächlich war ACORAM in einer Senke zum Stillstand gekommen.

Als Isouder den Hügel erklimmen hatte und auf der anderen Seite hinabgestiegen war, hatte er den Jäger aus der Sicht verloren.

Aber er geriet nicht in Panik. Allmählich gewöhnte sich sein Verstand an die ständige Beanspruchung. Die pausenlosen Kopfschmerzen ignorierte er. Damit wußte er, daß er Höchstleistungen vollbrachte und sein Vorhaben vielleicht vollenden konnte.

Nur manchmal, wenn die Schmerzen unerträglich wurden, legte er eine Pause ein. Dabei dachte er in endlosen Wiederholungen die Reihenfolge seines Plans durch, blind für die Umgebung.

Er gestattete sich niemals, abzuschweifen, über seine Situation nachzudenken und Staunen darüber zu empfinden, wozu er fähig war.

Dies war die große Gefahr: abzuschweifen und nicht mehr zurückzufinden aus dem Irrgarten der Gedanken und Emotionen. Nur solange Isouder die klare Linie vor sich sah und sich strikt an immer dieselben Gedanken hielt, konnte er das Versinken in den Dämmerzustand verhindern.

Der Immune hatte selbstverständlich keine Möglichkeit festzustellen, wie weit er sich inzwischen vom Schiff entfernt hatte. Das Gefühl dafür fehlte. Selbst wenn er die Messungen von seinem Anzug abgelesen hätte, hätten sie ihm nichts bedeutet.

Einmal war er dabei doch abgeschweift, und Zorn war in ihm aufgestiegen, weil er wegen seiner Mutation so hilflos war. Er stand kurz davor, sich eine Verbindung zum Raumanzug zu basteln und die Energie abzuzapfen, aber das wäre vollkommen sinnlose Energieverschwendug gewesen. Außerdem war nicht sicher, ob das funktionieren würde; die Maschinen der Jäger waren besonders hochentwickelte Konstruktionen für die Immunen, die Raumanzüge nur für den absoluten Notfall gedacht.

Niemand hatte sich anscheinend Gedanken darüber gemacht, ob ein Immuner sein Schiff jemals außerhalb seiner Heimat verlassen mußte. Man war einfach davon ausgegangen, daß Schiff und Barayd zusammen untergehen würden, durch die Verbindung zwischen beiden.

Diese Gedanken hatten jedoch solche Schmerzen verursacht, daß Isouder beinahe das Bewußtsein verlor. Es dauerte sehr lange, bis er zum gewohnten Rhythmus zurückgefunden hatte und die richtige und vollständige Reihenfolge wieder zusammenbrachte.

Danach machte er sich wieder auf den Weg, bis er zu müde war. Er rief sich das eingeprägte Landschaftsbild und die Position ACORAMS ins Gedächtnis und sah sich um.

Er wußte weder, wie lange er schon unterwegs war, noch, wie weit er sich vom Schiff entfernt hatte. Auf alle Fälle mußten es einige Tage sein, denn er konnte sich an einige Hell- und Dunkelphasen erinnern, an Sonnenauf- und -Untergänge. Wahrscheinlich waren es schon zu viele Tage, und seine Lebenserwartung verkürzte sich zusehends.

Nicht abschweifen!

Der Platz, den er nun gefunden hatte, sah nicht schlecht aus: eine Senke, in der sich einige zerklüftete Kristallfelsen erhoben, größere Brocken lagen herum.

Ein guter Platz. Hier konnte er den Datenträger verstecken. Isouder würde sich die Stelle genau einprägen und ständig wiederholen, während er sich auf den Rückweg machte. Die Reihenfolge der Gedanken wurde jetzt kürzer; um so intensiver konnte er jeden einzelnen Gedanken verfolgen und sich einprägen.

Neben einem hohen Felsen, der sich wie ein Dreieck nach oben zu einer Spitze verjüngte, machte Isouder einen kristallisierten Stein aus, der von der Form her ein wenig an seine Gesichtszeichnung erinnerte: eine Blume, die auf Yolmor häufig vorkam und aufgrund ihres Duftes und ihrer gelben Blütenblätter sehr beliebt war.

Es kostete ihn eine gewaltige Anstrengung, den Datenträger so zu verstauen, daß er nicht sofort sichtbar war. Er hoffte, daß die Umhüllung des Sicherheitsbehälters ausreichte, um eine sofortige Kristallisierung zu verhindern. Passieren würde es trotzdem irgendwann, das wußte er.

Danach mußte Isouder eine ganze Weile ruhen, bis er wieder genug Kräfte für den Rückweg gesammelt hatte.

Langsam stieg er nach oben, den Weg, den er herabgekommen war. Um sich zu vergewissern, daß er richtig ging, machte er unterwegs zweimal eine Pause, drehte das Becken, um zurückzuschauen und das Bild zu vergleichen mit dem, was er beim Abstieg gesehen hatte.

Es stimmte alles. Bisher. Wenn er die Hälfte geschafft hatte, konnte er eine längere Pause einlegen.

Wie er es inzwischen gewohnt war, drehte er den Körper weiter und sah sich um.

Und da sah er den Fremden.

*

Trotz seines halbgelähmten Denkens begriff Isouder schlagartig; vermutlich gab ihm der Schock einen Energiestoß und zog ihn für kurze Zeit aus der Slowmotion-Welt.

Es konnte kein anderer sein als jener geheimnisvolle Jäger, der für dieses ganze Geschehen verantwortlich war. Wahrscheinlich hatte er, als das havarierte Schiff auf den Planeten zufiel, die Schneeflocken-Flotte zurückbefohlen und war dann selbst gelandet. Er hatte sich bisher nur deshalb nicht gezeigt, weil er beobachten wollten, was Isouder unternahm.

Ein leichtes, kaum merkliches Zittern befiehl den Immunen. Hätte er sich

in der normalen Welt befunden, wäre er von einem unkontrollierbaren Schüttelfrost umhergeworfen worden.

Alles umsonst!

Weil er sich in der langsamen Welt befand, hatte er den abrutianischen Jäger nicht entdecken können. Wahrscheinlich war er schon oft in seiner Nähe gewesen, vielleicht sogar hinter ihm hergelaufen, als rasend schneller, huschender Schatten, der jedesmal verschwunden war, wenn der Immune sich umgedreht hatte.

In unendlicher Geduld hatte er gewartet, bis Isouder sich mit dem Versteck verraten hatte. Anstatt ihn anschließend rasch und schmerzlos zu töten, mußte er noch über sein hilflos unterlegenes Opfer triumphieren. Er mußte sich ihm zeigen, indem er starr verharrte und so lange auf einem Hügel regungslos stand, bis der immune Barraud ihn entdecken mußte.

Isouder fragte nicht nach dem Warum. Er war unendlich müde und unendlich traurig zugleich. Lange Zeit, selbst für einen Immunen, stand er da und wartete darauf, daß der Fremde kommen und ihn umbringen würde.

Als nichts geschah, der Jäger Abrutians sich nicht rührte, kehrte allmählich das Leben in Isouder zurück. Der Fremde wollte ihn wohl jagen wie ein Stück Jagdwild. Doch konnte das kaum Freude bereiten, so langsam, wie der Immune nun war.

Es war gleichgültig. Er konnte hier stehen und warten, bis der Fremde die Geduld verlor. Genausogut konnte er aber auch versuchen, ins Schiff zurückzukehren und sich dort endgültig zum Sterben hinzulegen, neben Amarina.

Was er jedoch nicht unversucht lassen sollte, war das Bergen des Datenträgers. Und dessen Vernichtung. Oder sollte er so tun, als besitze er ihn noch, und den Fremden auf eine falsche Spur locken, weg von dem Versteck? Nein. Der Fremde hatte sicher alles problemlos mitverfolgen können.

Der immune Barraud stöhnte auf. So viele Gedanken, die seinen Kopf fast unerträglich schmerzen ließen. Wie einfach wäre es, sich jetzt einfach in den Dämmerzustand hineinsinken zu lassen.

Doch seine Aufgabe war immer noch nicht beendet. Solange er lebte, so lange mußte er sein Volk verteidigen und beschützen.

Als er sich umdrehte zu dem Versteck, sah er einen schwarzen Schatten vorbeiflitzen. Das nächstmal sah er den zerbrochenen Felskristall, und er wußte, daß es zu spät war. Alles war zu spät.

Er konnte gar nichts tun, hatte niemals etwas tun können.

Trauer und Müdigkeit kehrten zurück. So schnell er konnte, drehte er um und machte sich auf den Rückweg zu seinem Schiff.

*

Als er die Spitze des Hügels endlich erreicht hatte, mußte der Mutant verharren und eine Pause einlegen. Er nutzte die Zeit, sich umzusehen und festzustellen, ob er sich noch in der richtigen Richtung befand.

Da stand der Fremde. Viel näher diesmal.

Isouder erlitt einen zweiten Schock, da er durch seine eingeschränkten Gedanken keine Möglichkeit hatte, sich darauf vorzubereiten.

Er konnte nicht fragen, weshalb der Jäger so handelte. Aber er besaß ausreichend Willen zum Überleben. Umso mehr, als er sich dem Feind nun fast direkt gegenüberstand.

Er hatte sich nicht vorstellen können, wie schrecklich der Anblick eines Jägers des Abrutian sein konnte.

Isouder hatte sich manchmal mit Amarina darüber unterhalten, wie Abrutians Geschöpfe aussehen mochten. Ganz sicher nicht wie richtige Lebewesen. Vielleicht wie verzerrte Abbilder. Sehr wahrscheinlich auch kristallin.

Dieser Jäger aber sah ganz anders aus. Viel... schlimmer, als es sich Isouder jemals vorgestellt hätte.

Er war so schwarz, daß er das Licht, das auf ihn fiel, verschluckte, ja richtiggehend in sich einsog.

Er sah von der Körperform her einem Barayd nicht einmal unähnlich, wirkte jedoch irgendwie unfertig.

Seine Augen leuchteten in einem fast grausamen Gelb, das Isouder blendete. Er konnte nicht lange in diese Augen blicken, das Fremde darin nicht ertragen.

Und der Feind ging nicht. Weil er keine Füße hatte!

Er hatte zwei Beine, die jedoch knapp unter dem Kniegelenk aufhörten. Mit den blockartigen Stümpfen hätte er niemals laufen können. Und er tat es auch nicht.

Er schwebte.

Ganz langsam - so langsam, daß selbst der Immune seine Fortbewegung erfassen konnte - schwebte er auf ihn zu...

7.

Voltago

Voltago konnte es kaum fassen, als er unverhofft, so weit in dieser kristallisierten Einöde, auf Leben traf: ein neunzig Meter langes, pfeilartiges Raumschiff. Er wollte Kontakt aufnehmen, doch das Schiff ergriff sofort vor ihm die Flucht.

Also blieb ihm nichts anderes übrig, als ihm zu folgen. Irgendwann mußten die Wesen darin den Versuch unternehmen, ihn anzurufen; dann konnte er erklären, daß er nicht ihr Feind war.

Er folgte ihnen vorsichtig, immer in ausreichendem Abstand, und konnte beobachten, wie sie immer verzweifter wurden. Sie begannen mit Scheinangriffen, versuchten alles mögliche, ihn abzuschütteln, aber er blieb hartnäckig an ihnen dran. Immer wieder sandte er Funkimpulse, aber sie stellten sich taub.

Sie selbst riefen ihn niemals an. Voltago wurde klar, daß diese Wesen schon seit sehr langer Zeit allein im Arresum sein mußten. Sie erkannten das Rochenschiff ayindischer Bauart nicht. Daher mußte er ihr Feind sein, ein Jäger des Lebensfressers, weil es außer ihnen kein Leben mehr gab.

Eine andere Möglichkeit konnten sie sich garantiert nicht vorstellen, sonst hätten sie anders reagiert. Und sie mußten eine solch panische Angst vor einer unbekannten Waffe haben, daß sie sich völlig abschotteten.

Sie wechselten ihre Taktik zwischen Angreifen und Davonlaufen.

Schließlich sahen sie wohl keinen anderen Ausweg: Sie griffen an, diesmal ernsthaft, und beschossen ihn.

Voltago wehrte sich natürlich nicht, er wich nur aus. Dennoch aktivierte er die eigenen Geschütze, denn er vermutete, daß die Antwort nicht lange auf sich warten würde.

Er hatte allerdings nicht damit gerechnet, daß es gleich eine ganze Flotte sein würde. Er begann sofort zu schießen, während der kleine Jäger ebenfalls die Schneeflocken angriff und versuchte, zwischen ihnen hindurch

zu fliehen.

Voltago hatte keine Zeit, sich weiter um den Jäger zu kümmern, er mußte so schnell wie möglich die Schneeflocken abschießen und dann weitere Angreifer von diesem Ort weglocken. Selbst auf das Risiko hin, daß er das Pfeilschiff dabei verlor.

Nach einigen waghalsigen Manövern gelang es dem Kyberklon, die Flotte vollkommen zu vernichten. Dann kreuzte er noch eine Weile herum, und es erfolgte tatsächlich ein zweiter Angriff: Eine weitere, zwanzig Schiffe umfassende Schneeflocken-Flotte fiel aus dem Hyperraum.

Zunächst jedoch ergriff er die Flucht, nicht zu schnell, damit die Schneeflocken ihm folgen konnten. Als er glaubte, weit genug von der Ausgangsposition weg zu sein, griff er an.

Er vernichtete auch diese Schneeflocken, mußte jedoch einige Schäden hinnehmen, da eine Schneeflocke so nahe bei ihm materialisierte, daß sein Schiff technische Schäden erlitt. Danach unternahm er einige Überlicht-Etappen, um die Spur zu verwischen.

Schließlich kehrte der Kyberklon an den Ausgangspunkt zurück und machte sich auf die Suche nach dem kleinen Raumjäger. Wenn er beschädigt worden war, befand er sich vielleicht irgendwo in der Nähe.

Nach einer ganzen Weile entdeckte Voltago auf der zweiten Kristallwelt eines kleinen Systems von vier Planeten das Wrack des Pfeilschiffs. Er konnte jedoch kein Leben anmessen. Wahrscheinlich hatte keiner der Insassen überlebt.

Er landete mit der angeschlagenen MAMERULE, so benannt nach dem Genschmied von Qylinam, der an seiner Erschaffung maßgeblich beteiligt gewesen war, in einer Senke nicht weit von dem Jäger. Dann reparierte er mit Hilfe des Bordprogramms die kleinen Schäden am eigenen Schiff. Das Wrack zu durchsuchen - dafür war danach noch Zeit genug. Er mußte bei einem weiteren Angriff voll gerüstet sein.

*

Zu Voltagos Überraschung jedoch hatte zumindest ein Mitglied der Besatzung überlebt. Das Erstaunliche dabei war, daß er trotz der Technik seiner Wadenblöcke keine Vitalenergie anmessen konnte.

Die Erklärung dafür fand er bald heraus: Dieses humanoide Wesen existierte auf dem niedrigsten Level, den man als »Leben« bezeichnen

konnte. Es bewegte sich zudem so unendlich langsam, daß man meinen möchte, es sei nur eine Statue, die von einer geheimnisvollen Kraft zentimeterweise vorangeschoben wurde.

Voltago testete die Wahrnehmungsfähigkeit des Wesens; möglicherweise war nur der Körper langsam, der Geist jedoch nicht. Doch das Wesen reagierte nicht auf ihn. Er war zu schnell.

Er durchsuchte das Wrack, um Hinweise auf die Herkunft und Art des Wesens zu finden. Im vorderen Drittel des Schiffs, in der ehemaligen Steuerzentrale, entdeckte er die Leiche eines weiteren solchen Wesens. Sonst fand er keine Überreste. Sie waren also nur zu zweit gewesen.

Der Überlebende war sich bestimmt darüber im klaren, daß er nie mehr von hier wegkommen würde. Seine Aufgabe hatte vermutlich darin bestanden, die Todeszone auszukundschaften.

Nach langem Suchen gab Voltago auf. Das Schiff war völlig zerstört, die Speicher konnten nicht mehr aktiviert werden. Wenn es Datenträger gegeben hatte, die den Absturz heil überstanden hatten, so waren sie fort.

Damit gab es nur noch eine Möglichkeit: Der Überlebende versuchte die Daten in Sicherheit zu bringen, für andere seiner Art, die vielleicht einmal hierherkamen.

Bevor er weitere Aktionen unternahm, verlegte der Kyberklon sich darauf, den anderen nur zu beobachten. Um mehr über ihn herauszufinden, um einen möglicherweise tödlichen Schock oder eine Überreaktion, etwa die Vernichtung der wertvollen Daten, zu vermeiden.

Ohne daß es der Überlebende merkte, hatte er so die ganze Zeit einen Begleiter.

Voltago entschloß sich erst, etwas zu unternehmen, als er die Daten in Sicherheit sah. Da er die Gewohnheiten des Wesens bereits recht gut kannte, brauchte er sich nur gut sichtbar hinzustellen und sich so lange nicht zu rühren, bis der andere ihn in seiner Slowmotion-Wahrnehmung sehen konnte.

Danach würde alles einfach sein.

*

Isouder stand wie erstarrt und erwartete den Tod, als der Schwarze so extrem langsam, daß er es mitverfolgen konnte, immer näher auf ihn zukam.

»Was willst du noch?« rief er. »Du hast alles, was du brauchst. Laß mich in Ruhe sterben!«

Die Angst und die Verzweiflung waren von ihm abgefallen. Er hatte verloren, das wußte er. Alles, was er noch fühlen konnte, war Resignation.

Der Schwarze blieb stehen. In seiner schimmernden Hand hielt er den Datenträger. Er hatte ihn noch nicht vernichtet. Im Gegenteil, er hielt ihn so behutsam, als wollte er nicht, daß er durch Unachtsamkeit beschädigt wurde.

Und dann sprach er. In Isouders Sprache. Und so langsam, die Worte so extrem gedehnt, daß er ihn verstehen konnte.

»Niemand will, daß du stirbst.«

Danach trat eine lange Pause ein.

Isouder versuchte nachzudenken. Die Schmerzen nahmen wieder zu, doch er durfte sich jetzt nicht gehenlassen. Was bedeutete dieser Satz? Was konnte dem Schwarzen an seinem Leben liegen? Oder war das nur ein Trick, um noch weitere Informationen aus ihm herauszulocken?

»Du bist ein Gesandter Abrutians«, sagte der Immune.

»Nein«, widersprach der Schwarze.

Wieder eine Pause. Das schlichte Nein stand zwischen den beiden Wesen. Der Schwarze gab sich nicht die Mühe zu weiteren Erklärungen, einer Rechtfertigung, wie er zu diesem kühnen Nein kam.

»Es gibt aber keine anderen«, sagte Isouder mühsam.

Es fiel ihm immer schwerer, in geordneten Bahnen zu denken. Seine Verwirrung war zu groß.

»Dort, woher ich komme, gibt es viele andere.« Der Schwarze sprach sehr langsam und sehr deutlich.

Inzwischen waren Stunden vergangen, und der Tag neigte sich dem Ende zu, aber keiner der beiden achtete darauf.

Du lügst, wollte Isouder sagen. Das ist alles nur ein Trick. Warum du das tust, weiß ich nicht. Ich weiß nur, daß du der Feind bist. Wenn ich schnell genug wäre, würde ich dich töten. Aber ich kann nichts tun, als dazustehen wie ein Baum und darauf zu warten, daß ich gefällt werde. Warum beendest du meine Qual nicht? Bereitet es dir so viel Vergnügen?

Statt dessen stieß er hervor: »Wo... woher...«

Mehr brachte er nicht mehr heraus. Die Verwirrung steigerte sich jetzt

bedrohlich zu Wahnsinn. Was redete er da? Er wurde verrückt, kein Zweifel.

»Von sehr weit her«, lautete die Antwort des Schwarzen. Seine Stimme klang seltsam sanft, beruhigend. »Ich werde dir alles erklären. Wenn du mit mir kommst, werde ich dir helfen. Deine Verletzungen heilen.«

»Müde«, wimmerte Isouder. »Kann nicht mehr...«

Er kämpfte verzweifelt dagegen an, aber es wurde zusehends dunkel vor seinen Augen. Etwas in seinem Verstand weigerte sich weiterzudenken. Langsam kippte er um.

*

Als Isouder wieder erwachte, fühlte er sich seltsam erfrischt. Keine Schmerzen mehr, weder in seinem Körper noch in seinem Verstand.

Wenn so der Tod war, dann war es angenehm.

»Du kannst dich aufsetzen«, erklang eine Stimme.

»Amarina?« fragte er.

Doch dann erinnerte er sich, und das Grauen überfiel ihn. Amarina war tot, und das war nicht ihre Stimme, sondern die des Schwarzen gewesen. Was war mit ihm geschehen?

Als er die Augen öffnete, war es angenehm dämmrig, nicht schmerzend für seine Augen. Er trug keinen Anzug mehr, aber er konnte gut atmen. Und es war warm, genau die richtige Temperatur.

Er hob den Arm und tastete sein Gesicht ab. Als er über seinen haarlosen Schädel strich, stutzte er.

Neuralnadeln. Das bedeutete...

Er setzte sich auf. Schnell.

»Was hast du mit mir gemacht?« war seine erste Frage. Es hatte kaum Mühe bereitet, sie zu formulieren.

»Eine kleine Hilfsbrücke gebaut, um dir die Bewegungen zu erleichtern«, antwortete der Schwarze. »Ich habe mich in deinem Schiff umgesehen und mich mit den Neuralverbindungen vertraut gemacht. Es war nur eine Vermutung, die sich hiermit bestätigt. Allerdings kann ich die Verbindung nicht voll ersetzen, dich nur einigermaßen mit Reizstrom versorgen.«

Isouder bewegte seine Arme, seine Beine. Er war immer noch recht langsam, aber weit von der Slowmotion-Welt entfernt.

Er sah sein Gegenüber an. »Warum tust du das?«

»Ich sagte dir schon, daß ich nicht deinen Tod will. Ich bin nicht dein Feind. Und ich habe einen Namen: Voltago.«

»Ich bin Isouder.«

»Ihr wart nur zu zweit auf dem Schiff?«

»Ja. Meine Aktionspartnerin war Amarina...« Isouder unterbrach sich, weil der Schmerz mit aller Macht zurückkehrte. »Warum hast du mich nicht sterben lassen?« fragte er leise.

»Das Leben geht weiter, Isouder, so dumm das jetzt auch klingen mag.

Und du hast eine Aufgabe zu erfüllen.« Voltago hielt dem Immunen den vertrauten Datenträger hin.

Isouder nahm ihn an sich und preßte ihn an seinen Oberkörper.

»Ich glaube, ich verstehe jetzt«, sagte er. »Du schleichst dich in mein Vertrauen, damit ich dich zu meinem Volk führe!«

Voltago ließ die ausgestreckte Hand fallen. »Ja, das könnte sein«, gab er zu.

»Seit Jahrmillionen gibt es keine anderen mehr außer uns«, fuhr Isouder fort. »Es fällt mir schwer zu glauben, daß plötzlich jemand auftaucht, nachdem wir die wichtigen Entdeckungen gemacht haben.«

»Ich sagte dir schon, daß ich von sehr weit her komme«, versuchte Voltago zu erklären. »Unser Zusammentreffen ist Zufall.«

»Selbstverständlich«, sagte Isouder ironisch. »Erzähle mir deine Geschichte, Voltago.«

Diese Geschichte gab Isouder dann später aus Voltagos Sicht an sein Volk weiter.

Der Fremde berichtete kurz von sich, daß er ein Kyberklon sei (mehr davon verstand Isouder nicht), und dann vom Parresum, aus dem er stammte, von der Gefahr des Abrutian - oder der Abruse, wie er sie nannte -, die inzwischen auch die andere Seite des Universums bedrohte. Er berichtete von den Ayindi, die immer noch erbittert gegen Abrutian kämpften. Er hatte eines ihrer Schiffe gestohlen und sich auf den Weg in die Todeszone gemacht, um dort nach Leben und dem Geheimnis des Lebensfressers zu suchen.

Er war wie Isouder immun gegen die Todesstrahlung und konnte sich gefahrlos weit hineinwagen, außerdem konnte er sich unbegrenzt auf

dieser Seite des Universums aufhalten. Andere, so erfuhr der Immune, hatten nur eine geringe Frist von wenigen Tagen, bevor sie ins Parresum zurückkehren mußten.

Auf seiner ganzen Reise hatte Voltago keine weiteren Lebensenklaven wie die der Ayindi gefunden - um so überraschter war er daher gewesen, als er unvermutet auf Isouders Schiff traf.

»Du behauptest also, daß du die Schneeflocken nicht abkommandiert, sondern vernichtet hast?« fragte Isouder am Ende von Voltagos Erzählung.

»Ja. Ich suchte dann nach deinem Schiff.«

»Warum bist du nicht sofort in Erscheinung getreten?«

»Weil ich dein Vertrauen gewinnen wollte, Isouder. Zuerst habe ich meine MAMERULE repariert.«

Der immune Barayd stand auf und bewegte seinen Körper. »Meinen Körper hast du auch... repariert«, sagte er dann.

»Die Verletzungen waren nicht schlimm, du warst nur total erschöpft. Isouder, ich weiß, wie schwer es ist zu beweisen, daß ich nicht dein Feind bin. Aber laß es mich wenigstens versuchen.«

»Du bist schon die ganze Zeit dabei, Voltago. Deine Geschichte klingt interessant, aber ich kann nicht beurteilen, ob sie stimmt oder nicht. Von den Ayindi habe ich nur in Legenden gehört.«

»Aber sie wissen von euch.« Voltago wartete einen Moment, bis Isouder diese Eröffnung verarbeitet hatte. Dann fuhr er fort:

»Vor mehr als zwei Millionen Jahren hatten die Ayindi Verbündete, die Barayen. Die Lebensräume der beiden Völker waren sozusagen durch einen Schlauch miteinander verbunden, ansonsten war bereits alles von eurem Abrutian vereinnahmt. Schließlich brach die Verbindung ab. Die Ayindi gingen davon aus, daß die Barayen untergegangen waren. Doch offensichtlich hatten diese es geschafft, irgendwohin zu fliehen, sich ein Versteck zu schaffen, in dem sie überleben konnten und nicht entdeckt wurden.«

Isouder spürte, wie er gemustert wurde. Natürlich war diese Behauptung nur eine Vermutung. Aber woher kannte Voltago den Namen der Vorfahren und daß der Exodus zwei Millionen Jahre zurücklag?

»Ich bin ein Barayd, und die Barayen waren unsere Vorfahren«, sagte

er schließlich schwer atmend. »Wie es aussieht, hat Abrutian uns doch gefunden.«

»Nein, Isouder«, beteuerte Voltago. »Ich bin sein Feind. Und ich kann euch helfen. Sind alle Barayd so wie du?«

Diese Frage konnte Isouder ruhig beantworten. »Nein. Es gibt verschiedene von uns. Wir, die Immunen, sind als einzige in der Lage, in die Todeszone hineinzufliegen. Uns macht die Todesstrahlung nichts aus. Woher kennst du den Namen meiner Vorfahren?«

»Von den Ayindi, das sagte ich doch schon.«

Isouder merkte, wie allmählich Zweifel über das Feindbild in ihm aufstiegen. Etwas in Voltagos Art verunsicherte ihn.

Er hatte noch niemals Kontakt zu einem Gesandten Abrutians gehabt. Aber ob ein solcher sich tatsächlich so verhielt?

»Was werden wir jetzt tun?« fragte Voltago.

»Ich weiß es nicht«, antwortete Isouder wahrheitsgemäß.

»Das ist doch schon ein Anfang«, sagte der Kyberklon. Fast schien es, als lächle er dabei.

*

Die ganze Nacht über dachte Isouder über seinen seltsamen Retter nach. Die Möglichkeit, daß dieser sich nur in sein Vertrauen schleichen wollte, bestand nach wie vor; der Zweifel nagte trotzdem an ihm.

Welches Risiko ging er eigentlich ein, wenn er sich von Voltago nach Hause fliegen ließ? Der Datenträger blieb in seinem Besitz. Und Voltago war nur ein einzelner, man konnte ihn leicht überwältigen.

Wenn es der Mutant recht bedachte, war es seine einzige Chance, seine Aufgabe doch zu erfüllen. Und wenn er erst im Dolphor-System war, war er nicht mehr allein. Die Gelehrten und Weisen seines Volkes konnten ihn umgehend unterstützen.

Sie waren nicht ganz hilflos. Sie besaßen eine hochentwickelte Technologie. Sie hatten Millionen von Jahren überlebt.

Am Morgen sagte er Voltago, daß er mit ihm zurückfliegen würde.

Wenn der Kyberklon über den plötzlichen Sinneswandel überrascht war, so zeigte er es nicht.

Er gab Isouder nur einen Hinweis, den der Barayd möglicherweise nicht bedacht hatte:

»Du gehst wahrscheinlich davon aus, daß ihr mit einem einzelnen Jäger Abrutians fertig werdet. Aber da du mit meinem Schiff fliegst, würde es für mich kein Problem darstellen, eine entsprechende Schneeflocken-Flotte hinter mir herzuziehen.«

»Dieses Risiko werde ich eingehen«, versetzte Isouder. »Du selbst hast gesagt, daß man zu Vertrauen bereit sein muß, auch wenn man sich nicht ganz sicher sein kann.«

Du weißt nicht, daß die Quesch ins Universum hinaushorchen. Sie werden es sofort wissen, wenn du dein Gefolge hinter dir herziehst.

»Abgesehen davon werde ich mich selbst an die Ortung setzen«, setzte er hinzu.

Darüber verzog Voltago sein schwarzes Gesicht. »Einverstanden, Isouder!«

8.

Zhanth

Während des ganzen Flugs verhielt Voltago sich völlig unauffällig. Isouder konnte nichts in der Ortung ausmachen, was auf verfolgende Schneeflocken deutete. Selbstverständlich konnte dies ein Trick sein, aber Voltago schien sich auf die Schiffsführung zu konzentrieren. Wenn er heimlich eine Spur hinterließ, mußte er das schon sehr geschickt anstellen.

Ein Rochenschiff allein zu führen nahm die gesamte Aufmerksamkeit in Anspruch. Voltago zeigte sich ziemlich einsilbig, beantwortete jedoch bereitwillig Isouders Fragen.

Der Immune fragte nicht viel. Es war eher ein Spiel, ob er es schaffte, den angeblichen Freund zu enttarnen. Da er weiterhin mit Reizimpulsen versorgt wurde, war es für ihn kein Problem, sich harmlose Fragen auszudenken, die er gezielt einbrachte. Durch die langen Abstände und die zusammenhanglosen Fragen konnte Voltago sich nicht vorbereiten und passende Antworten überlegen. Um sich nicht verdächtig zu machen, mußte er rasch antworten.

Etwas Neugier war natürlich dabei.

Zum Beispiel hatte Voltago freimütig erklärt, daß er den Ayindi das Schiff gestohlen hatte. Weshalb sollte er das nötig haben?

»Warst du lange bei den Ayindi?«

»Nein. Nur so lange, wie ich brauchte, um mir die nötigen Informationen über die Vergangenheit zu beschaffen, worin auch die Daten über die Barayen enthalten waren, und um das Schiff zu stehlen.«

»Warum mußtest du überhaupt ein Schiff stehlen, wenn du nicht der Feind bist?«

Dies war das erste Mal, daß Voltago zögerte. »Es gab da... Ich mußte...«

Isovuder wartete geduldig, zeigte jedoch durch nichts an, daß er auf die Antwort verzichten wollte.

»Es ist nicht einfach, darauf zu antworten, Isovuder«, sagte Voltago schließlich. »Es hat mit meiner Vergangenheit zu tun. Ich war... in einem ähnlichen Zustand, wie du es bist, wenn du nicht in deinem Phoor-Jäger sitzt. Als ich erwachte, war ich krank und verstört. Ich war bei meinen Freunden, aber etwas drängte mich unaufhaltsam fort von ihnen. Ich mußte so schnell wie möglich zu den Ayindi und mehr über das Arresum erfahren. Die Zeit drängte, dennoch konnte ich eine Menge Informationen sammeln, und dann mußte ich fliehen...«

»Weißt du heute, was dich drängte?« fragte Isovuder.

»Ja, mein Freund«, antwortete Voltago. »Doch das ist nicht mehr wichtig. Ich habe dich gefunden. Alles wird gut.«

Darauf folgte ein langes Schweigen; Isovuder spürte, daß der seltsame Fremde, der ihm das Leben gerettet hatte, nicht mehr bereit war, mehr von sich zu erzählen. Er konnte sich des Eindrucks nicht erwehren, daß Voltago von den Erinnerungen an die Vergangenheit gequält wurde, vielleicht war er von dieser geheimnisvollen Krankheit immer noch nicht ganz geheilt. Dies nahm er notgedrungen hin. Trotzdem setzte er die Fragen später fort, als die Lage wieder entspannt war.

Isovuder war sich darüber im klaren, daß Voltago dieses Spiel von Anfang an durchschaute, er aber keine andere Wahl hatte, als sich der Herausforderung zu stellen.

Schließlich, als Isovuder bemerkte, daß es nicht mehr weit sei, wollte Voltago seinerseits etwas wissen:

»Isovuder, du hast mir sehr viele Fragen gestellt. Die Ortung zeigt nicht an, daß uns Schneeflocken nachfolgen. Zu welchem Ergebnis bist du

wegen mir gekommen?«

Der immune Barraud zögerte einen Moment.

»Um ehrlich zu sein...«, begann er, brach dann jedoch ab.

»Es interessiert mich nur, Isouder. Du mußt nicht darauf antworten.«

»Es geht nicht darum, ob ich will, Voltago. Es sträubt sich der Verstand in mir, dich als Freund anzuerkennen. Aber mein Gefühl sagt längst etwas anderes. Ich kann's nicht erklären. Alle meine Fragen haben mich nicht weitergebracht. Wären wir beide nach wie vor allein auf dem Planeten, würde ich dir jetzt mein Vertrauen aussprechen. Aber es geht hier nicht nur um mich, sondern um das Überleben meines gesamten Volkes, zu dem ich dich führe. Es fehlt der letzte Beweis, verstehst du?«

»Ja. Aber ich danke dir für deine persönliche Ansicht. Ich werde dein Vertrauen nicht enttäuschen.«

Als sie den ersten Funkspruch empfingen, erlebte Isouder diese völlig unerwartete Überraschung. Aber nicht nur er: Voltago ging es nicht anders.

Der Regent von Yolmor, Tje Minas, funkte die MAMERULE höchstpersönlich an und begrüßte sie herzlich. Er freute sich, so schnell ein ayindisches Rochenschiff der neuen Freunde wiederzusehen, und erkundigte sich nach dem Grund ihrer Rückkehr.

Isouder war so verdutzt, daß er zunächst nicht antwortete. Auch Voltago schwieg.

Der Immune drehte den Kommandosessel zu dem Kyberklon und fixierte ihn aus schwarzen Augen.

»Zumindest, was die Schiffe der Ayindi betrifft, hast du die Wahrheit gesagt. Ich kann dir gar nicht sagen, wie froh ich darüber bin, Voltago.«

Nun erst beantwortete er Tje Minas' Ruf.

»Hier spricht Isouder. Mein Freund Voltago hat mich aus höchster Gefahr tief in der Todeszone errettet und hierher zurückgeflogen. Amara ist umgekommen, unser ACORAM ein Wrack. Aber ich konnte wichtige Daten retten, die ich euch hiermit überbringe.«

Nun herrschte auf der anderen Seite verblüfftes Schweigen.

Es brauchte lange, bis alle Erzählungen abgeschlossen waren. Zuerst hatten Isouder und Voltago der Reihe nach berichtet, dann war die Reihe an Tje Minas.

Dabei erfuhren die beiden, daß kurz vor ihrer Ankunft die Zellaktivatorträger mit ihren Schiffen zum Aariam-System abgeflogen waren. Sie hatten sich als Helfer in der Not erwiesen und einen Angriff des Abrutian zurückgeschlagen.

Voltago erklärte den Barrayd, daß er ein Freund der Zellaktivatorträger sei. Er wolle so bald wie möglich mit ihnen zusammentreffen.

»Du brauchst ihnen nur ins Aariam-System zu folgen«, schlug der Regent von Yolmor vor.

»Darauf lege ich keinen Wert«, lehnte der Kyberklon ab. »Die Ayindi werden nicht besonders gut auf mich zu sprechen sein, nachdem ich eines ihrer Schiffe gestohlen habe. Es gibt Wichtigeres als solche Auseinandersetzungen, und ich kenne die Ayindi gut genug, um zu wissen, daß sie dies nicht einfach unter den Teppich kehren werden. Aber ich werde euch einen markanten Treffpunkt nennen. Ich gehe davon aus, daß meine Freunde wieder hierherkommen werden. Ihr könnt ihnen mitteilen, wo sie mich finden können.«

*

»Wann ist er abgeflogen?« unterbrach Perry Rhodan aufgeregt Isouders Erzählung.

»Es ist noch nicht lange her«, sagte Tje Minas. »Ein paar Tage vielleicht. Er unterstützte uns noch bei einer zweiten Großoffensive des Abrutian, die wir völlig zerschlagen konnten.«

»Damit beseitigte er jeden Zweifel«, fügte Isouder hinzu. »Nicht nur ich verdanke ihm damit mein Leben, sondern das gesamte Volk der Barrayd.«

Und er steht nicht auf der Seite der Abruse, wie wir schon lange befürchtet haben.

Dieser Gedanke bewegte sicher alle Zellaktivatorträger gleichermaßen.

»Wir werden euch die Daten, die Isouder mitgebracht hat, zur Verfügung stellen«, setzte Tje Minas hinzu. »Außerdem die Koordinaten eures Treffpunkts mit Voltago, am Rand des Nihhat-Nebels.«

»Ich habe eine letzte Frage an Isouder«, sagte Myles Kantor.

»Ich bin bereit«, kam die Antwort aus dem Phoor-Jäger.

Der Wissenschaftler berichtete dem Immun von dem Phänomen, das der TYRONA zum Verhängnis geworden war.

»Hast du je auf deinem Flug ein ähnliches Kristallfeld gesichtet?« fragte er dann.

Die Antwort war klar und knapp: »Nein.«

»Voltago hat genau dieselbe Frage gestellt«, erklang Tje Minas' Stimme. »Ich kann mich erinnern, es war im Zusammenhang mit euch. Er sagte, er hätte einmal einen Kristallsturm beobachtet, der von Abrutian speziell auf Leben, wie er und ihr es darstellt, abgestimmt wurde. Allerdings begründete er diesen Verdacht nicht, er erwähnte es nur als Erklärung zu der Frage, ob wir so etwas ebenfalls schon beobachtet hätten.«

»Dann wird es wirklich Zeit, daß wir Voltago treffen«, sagte Atlan düster. »Tolots Befürchtungen bewahrheiten sich mehr und mehr: Die Abruse stimmt sich auf uns ein und entwickelt spezielle Angriffsmethoden.«

Der Regent von Yolmor hob die Hände. »Es ist sehr spät, und Isouders Erzählung muß von euch sicher besprochen werden. Ich schlage daher vor, daß wir uns morgen früh wieder treffen, um alles Weitere zu besprechen.«

»Einverstanden«, sagte Rhodan. »Wir kehren auf unsere Schiffe zurück.«

*

Kurz darauf trafen sich alle auf der CIRIAC. Schnell kam die Rede auf jene von Isouder beschriebene Welt, auf der die Kommandoschiffe bemannt werden.

»Vermutlich handelt es sich hierbei um eine der von den Ayindi beschriebenen Akademien«, sagte Perry Rhodan. »Wenn die Koordinaten stimmen, war allein das den Flug hierher schon wert.«

»Laut Isouders Angaben haben sie sogar einige solcher Planeten entdeckt«, fügte Reginald Bull hinzu. »Vielleicht haben wir hier endlich mal etwas in die Hand bekommen, das uns einen Schritt weiterbringt.«

»Auf alle Fälle sollten wir uns mit diesem Koordinaten-Netz beschäftigen, das angeblich die Planeten untereinander verbindet«, schlug Michael Rhodan vor.

»Natürlich werten wir alle Daten aus«, brummte Myles Kantor. »Ich halte das aber im Augenblick für zweitrangig. Viel wichtiger ist es, daß wir

so bald wie möglich auf Voltago treffen. Er hat uns eine Menge zu berichten.«

»Zudem sollten wir zusehen, daß Alaska sich so schnell wie möglich in Uttieks Turm umsieht«, sagte Atlan.

»Ich werde fragen, ob ich jemanden mitnehmen kann«, sagte Saedelaere.

»Wir beide«, mischte sich sofort Mila Vandemar ein. »Du hast berichtet, daß es eine Menge verborgener Stellen gibt.«

Alaska schaute Philip fragend an. »Wie steht's mit dir?«

Der Ennox winkte ab. »Ich sehe keine Notwendigkeit, meine Energien für ein paar Abkürzungen innerhalb eines Schiffes zu verbrauchen. Konkret gesagt, ich werde mir jeden Kurzen Weg sehr sorgfältig überlegen. Solange wir auf normalem Weg vorankommen und nicht alle Möglichkeiten ausgeschöpft haben, könnt ihr auf mich nicht zählen.«

»Aber ich kann euch begleiten«, pfiff Gucky. »Ich kann Philip in solch einem Fall ohnehin besser ersetzen, da ich mehr Gewicht transportieren kann als er.«

Alaska mußte unwillkürlich lächeln. »Ich ging automatisch davon aus, daß du mitkommst.«

»Wir werden alle mitkommen«, resümierte Perry Rhodan kategorisch. »Das Schiff ist riesengroß, wir alle zusammen werden genug Zeit aufwenden müssen, um alles durchsuchen zu können. Das gilt auch für dich, Philip.«

»Hoffentlich machen die Quesch dabei mit«, sagte Saedelaere.

»Du mußt das Pior nur entsprechend klarmachen, Alaska. Je mehr wir sind, desto schneller sind wir wieder weg. Außerdem kann es nur in seinem Interesse sein, wenn wir etwas finden.«

*

Pior war nicht nur damit einverstanden, daß alle Zellaktivatorträger Uttieks Turm betreten; er selbst wollte ebenfalls mitkommen. Offensichtlich hatte er begriffen, daß nur noch Kooperation das ASYL vor dem Untergang bewahren konnte.

Alaska Saedelaere beobachtete diesen Sinneswandel mit einer gewissen Faszination: Noch vor kurzer Zeit hatte gerade der Geisteslenker alle Zellaktivatorträger töten wollen. Er war sogar bereit gewesen, die

Barayd zu opfern, nur um das eigene Überleben zu sichern.

Dieser Moment der Panik schien vergangen. Pior erwies sich jetzt als intelligenter Zuhörer, der alle Möglichkeiten sorgfältig durchdachte und rasch Entscheidungen traf.

Weiterhin faszinierend war die Tatsache, daß Pior in seiner Entscheidungsgewalt unangefochten war.

Nicht einmal Tje Minas zweifelte daran oder brachte Gegenargumente vor, aus welchen Gründen auch immer. Möglicherweise wählten die Barayd nur den bequemen Weg, die gesamte Verantwortung abzuwälzen.

So waren sie im Grunde durch die religiöse Erziehung und das Vorbild der mystischen Quesch herangewachsen. Ein Teil war Fatalismus, der andere Teil glaubte daran, daß eine höhere Macht alles in Ordnung bringen konnte.

So öffnete sich Uttieks Turm erneut für Außenstehende.

9.

Uttieks Turm

Über das Innere des uralten Raumschiffs der Barayen hatte Alaska Saedelaere seinerzeit nichts berichtet. So betraten die übrigen Zellaktivatorträger den Turm erwartungsvoll.

Eine zwei Millionen Jahre alte Hinterlassenschaft...

Entsprechend malte sich dann die Enttäuschung auf einigen Gesichtern.

Denn das Raumschiff war leer. Eine Hülse, nicht mehr. Das Innere war zum Aufbau der Stadt verwendet worden; so gesehen war es ein Wunder, daß die äußere Hülle des Schiffes überhaupt übriggeblieben war. Von den anderen Raumschiffen fand sich nicht einmal mehr eine Spur.

So zeigte sich leider auch nichts von der uralten, fremden Lebenskultur, einem Zeugnis der Zeit, in der die Barayen noch Krieger gewesen und weit in den Raum vorgestoßen waren.

Und dennoch war es beeindruckend. Gigantische Hallen und Gänge, die sich kilometerweit durch das gesamte Schiff zogen, auf verschiedenen Ebenen. Tausende von verlassenen Unterkünften, aufgrund des Zwecks der Reise, der Flucht, nur klein und vermutlich bescheiden gehalten, um soviel wie möglich Gerätschaften, Erinnerungen, Nahrungsmittel oder Pflanzen von der alten Heimat mitzunehmen.

Einrichtungen wurden nicht mehr gefunden, weder technischer noch sonstiger Art.

Dennoch wollten die Galaktiker nichts unversucht lassen. Sie verteilten sich über das ganze Schiff und durchstöberten es systematisch.

Piior war diesmal selbst anwesend, schloß sich aber keiner Gruppe an, sondern durchsuchte allein das Schiff. Er war schon so oft hiergewesen, daß er es nicht mehr zählen konnte. Niemals zuvor war er auf den Gedanken gekommen, daß sich hier wichtige Sachen befinden könnten. Er hatte die Daten, die er Alaska übergeben hatte, als das gesamte Wissen betrachtet, das sich außerhalb der Horchtürme befand.

Er nutzte die Fähigkeit, die Materie seines Körpers aufzugeben, und streifte durch das Schiff. Entfernungen der Zeit spielten in diesem Zustand keine Rolle mehr. Dennoch bewegte er sich mit Absicht sehr langsam.

Ihm kam es so vor, als entdeckte er das Schiff zum erstenmal, als hätte er es noch nie zuvor... gesehen. Seltsam, dieses Wort. Die Quesch waren schon seit Millionen von Jahren augenlos, aber dennoch sahen sie, auf eine gewisse Weise. Sie konnten ins All hinaushorchen, und sie konnten die Umwelt ertasten, sobald sie ihren Körper aufgelöst hatten.

Piior konnte die Galaktiker genau beschreiben. Er hatte bis auf den Grund der Seele des Mannes mit der Maske hinabgeblickt.

Er hatte sich für weise gehalten bis zu jenem Moment. Dann hatte er einsehen müssen, daß er genauso schwach und fehlbar war wie alle anderen Barayd, die hingebungsvoll Uttiek anbeteten und sonst nichts wußten von dem da draußen. Doch er hatte rasch dazugelernt, und seither hatte er nicht mehr aufgehört zu lernen.

Er nahm alles gierig in sich auf, dachte darüber nach und versuchte, eine Strategie zu entwickeln. Es ging jetzt um das Überleben des ganzen Volkes - und um die Wiedergutmachung eines Fehlers. Er leugnete den Augenblick der Schwäche vor sich selbst nicht, dazu war er nicht fähig.

Piior mußte es wiedergutmachen.

*

Die Zellaktivatorträger hatten kleine Gruppen gebildet und verständigten sich über Funk. Anfangs unterhielten sie sich häufig, berichteten von dem, was sie sahen, machten kleine Scherze über die Dunkelheit und das, was dahinter sein mochte.

Schließlich verstummten auch diese Unterhaltungen. Das Suchen wurde ermüdend, anstrengend und nervenbelastend. Verstohlen fragte sich so mancher, ob das Ganze überhaupt einen Sinn hatte. Hier war nichts mehr zu entdecken. Der Speicher, aus dem Alaska die Daten beim erstenmal übermittelt bekommen hatte, war der letzte archaische Rest einer lange vergangenen Zeit.

Alaska Saedelaere, Gucky und die Vandemar-Schwestern hatten eine Gruppe gebildet und sich einen Sektor im Heckbereich des Schiffs ausgesucht. Da sich die Gänge hier vielfach verzweigten, hatten sie sich getrennt, zunächst zu Zweiergruppen, dann blieb jeder allein.

Nadja und Mila hatten dabei den Vorteil, daß sie mental miteinander verbunden waren. Der Nachteil war, daß sie sich nur auf eine gewisse Distanz voneinander entfernen konnten - nicht mehr als 900 Meter, eine lächerliche Entfernung gemessen an den Dimensionen dieses Schiffs.

»Mila, du meldest dich sofort, wenn du Probleme bekommst«, mahnte Nadja.

»Aber ja«, lächelte Mila. »Geh endlich los, was soll hier schon passieren?«

»Man kann nie wissen«, orakelte Nadja, dann mußte sie selbst lachen. »Du weißt ja, wie ich bin: übervorsichtig.«

»Bevormundend«, korrigierte ihre Schwester.

»Kleine Rache«, stichelte Nadja.

Sie trennten sich in einer Kammer, von der aus mehrere Gänge in andere Bereiche des Schiffs führten. Möglicherweise war dies eine der Überwachungszentralen gewesen, doch der Raum war leer wie alle anderen. Die Verkleidungen waren abgerissen, eventuelle Monitoren aus den Halterungen entfernt.

Wie ein Grab, dachte Nadja, unwillkürlich schauderte es sie ein wenig, als sie immer tiefer in den Gang hineinging. Oder wie das ausgehöhlte Innere eines Lebewesens, durch das Schmarotzer streifen, auf der Suche nach einem Rest Nahrung.

Irgendwie erinnerte der Gang tatsächlich an ein Lebewesen aus Stahl: Die gekrümmten Verstrebungen hätten Knochenverstärkungen, Rippenbögen oder ähnliches sein können, die teilweise zerschnittenen Leitungen Nerven- und Blutbahnen...

Was die Phantasie mit einem macht, wenn es still und einsam ist und dunkel...

Sie konnte mit den Scheinwerfern immer nur einen Teil des Gangs ausleuchten. Um so mühsamer war das Vorankommen, da sie wirklich alles genau untersuchen mußte.

Mila schien ebenfalls nicht schneller voranzukommen, denn bisher war keine Meldung zu ihr durchgedrungen, daß der Abstand zu groß wurde.

Nadja blieb einen Moment stehen und tastete mit ihren Gefühlen nach der Schwester. Schon seit einiger Zeit hatten beide daran gearbeitet, nicht ständig miteinander verbunden zu sein, damit jede wenigstens einen kleinen Bereich Leben nur für sich hatte. Dies war natürlich nicht möglich, sobald beispielsweise eine der beiden verletzt wurde; doch in ganz normalem Zustand, ohne extreme emotionale Überbelastung, lebten sie jetzt weitgehend getrennt, voneinander abgeschottet.

Es war eine neue Erfahrung. Nicht zu wissen, was die andere dachte oder fühlte. Was sie tat. Geheimnisse voreinander zu haben.

Sie entdeckten einander völlig neu – und sie mußten feststellen, was für unterschiedliche Gedankengänge sie hatten.

Alles war in Ordnung. Sie konnte Milas Antwort spüren, die sich ebenfalls geöffnet hatte. So verschieden sie in manchem sein mochten: Die Tatsache war nicht zu leugnen, daß sie eineiige Zwillinge waren, zwei Wesen, die eines hätten sein sollen. Viele alltägliche Handlungen unternahmen sie synchron, auch wenn sie keinen Augenkontakt hatten.

Mach schon weiter, ermahnte sich Nadja selbst. Du trödelst hier vor dich hin, während die anderen bestimmt schon viel weiter sind als du.

Nach einer Stunde ohne Ergebnis materialisierte plötzlich Gucky bei ihr.

»Hallo«, piepste er. »Wie es aussieht, bist du ebensowenig erfolgreich wie wir.«

»Ich finde gar nichts«, seufzte sie. »Ich habe mindestens vierzehn Gänge durchstöbert, manche Wege sogar zweimal zurückgelegt. Aber es ist alles entfernt worden, ich finde nur noch Löcher. Wie geht es den anderen?«

»Du meinst Bully und Co? Die sind genauso deprimiert. Piior hat sich mal sehen lassen, er will die Suche abbrechen. Es scheint wirklich nichts mehr dazusein, so enttäuschend das auch sein mag. Die Barayen haben damals ganze Arbeit geleistet bei dem Aufbau ihrer neuen Welt.«

»Oder sie haben einfach nicht mehr Informationen besessen«, meinte Nadja. »Wo ist Mila eigentlich? Wir haben kein einziges Mal Probleme bei unserer Trennung bekommen.«

»Sie ist eine Etage über dir, kaum zweihundert Meter entfernt. Instinktiv habt ihr euch die ganze Zeit parallel vorangearbeitet. Soll ich dich mitnehmen? Alaska und Mila wollen sich in einer Zentrale eine Etage über dir treffen und beraten, wie sie weiter vorgehen wollen.«

»Ich komme gleich«, antwortete Nadja. »Ich habe nur noch dieses kleine Stück, dann bin ich mit diesem Gang fertig. Ich rufe dich dann, einverstanden?«

»Okay«, nickte Gucky und verschwand.

Nadja ging den Gang weiter und leuchtete nacheinander alles aus. Als sie dabei zufällig eine Röhre erhellt, glaubte sie etwas huschen zu sehen. Dann hörte sie ein seltsames Geräusch, das leise Pling von Metall und ein Schleifen.

Eine ganze Weile blieb sie still stehen und horchte, aber das Geräusch wiederholte sich nicht.

Seltsam, dachte sie.

Als sie weitergehen wollte, hörte sie es wieder.

Pling. Und ein Schleifen.

Es kam eindeutig aus der Röhre, ein Stück weiter entfernt als zuvor.

Aber das kann doch nicht sein. Hier kann nichts leben!

Sie leuchtete die Röhre erneut aus. Sie war bestimmt nicht als Verbindungsweg zur nächsten Ebene gedacht, aber groß genug, daß sie auf allen vieren hindurchkriechen konnte.

Sie überlegte kurz, ob sie den anderen Bescheid geben sollte. Aber sie wollte ja nur kurz nachschauen, und sie mochte sich nicht damit blamieren, daß sie etwas gehört hatte, was wahrscheinlich gar nicht da war.

Kurz entschlossen kletterte sie in die Röhre und kroch vorsichtig entlang.

Hier ist überhaupt nichts, dachte sie nach zehn Minuten. Du hörst wirklich Gespenster. Diese Röhre ist absolut glatt, sie verzweigt sich nicht, hier ist...

Nadja kam nicht mehr dazu, diesen Gedanken zu Ende zu führen. Plötzlich, ohne Erschütterung, ohne Vorwarnung, gab der Boden unter ihr

nach, und sie fiel.

*

»Bull an Rhodan«, tönte es durch den Funk. »Wie sieht's denn bei euch aus?«

»Nichts«, lautete die Antwort. »Wir haben den gesamten Sektor millimeterweise überprüft. Nichts Verborgenes, nichts Verstecktes.«

»Tja, wir werden uns wohl damit abfinden müssen, daß es hier tatsächlich nichts mehr gibt. Was sagt Piior?«

»Er hat Uttieks Turm vor wenigen Minuten verlassen. Er ist sehr enttäuscht. Treffen wir uns zur Lagebesprechung?«

»In Ordnung. Ich gebe den anderen Bescheid.«

Alaska meldete sich, als Reginald Bull ihn anfunkte.

»Wir brechen die Suche ab und treffen uns bei Perry.«

»Einverstanden«, gab Alaska zurück. »Wir warten auf Nadja.«

»Soll ich mal nach ihr sehen?« fragte Gucky. »Sie ist schon überfällig.«

»Sie wollte sich von selbst melden, und wir haben noch ein wenig Zeit«, meinte Alaska. »Du kannst ja schon mal zu Perry springen und uns informieren, wenn sich etwas Wichtiges ergeben hat. Wir warten hier auf Nadja.«

»Na gut. Bis später.«

Der Ilt verschwand; Mila und Alaska blieben allein zurück.

»Sollen wir Nadja entgegengehen?« fragte Mila. »Gucky hat uns ja beschrieben, wo sie zuletzt war.«

Er hob die Schultern. »Es bleibt sich gleich. Also gehen wir.«

Sie suchten eine Weile nach der Wachzentrale. Mila deutete auf den Gang, in den Nadja hineingegangen war.

Alaska hatte sie inzwischen zweimal angefunkt, aber keine Antwort erhalten.

»Wahrscheinlich hat sie abgeschaltet, um in Ruhe stöbern zu können«, meinte Mila. »Sie mag es nicht, dauernd abgelenkt zu werden, wenn sie an einer wichtigen Sache dran ist.«

»Aber sie ist jetzt schon weit über der Zeit«, sagte er ein wenig besorgt. »Das sieht ihr nicht ähnlich.«

Mila konzentrierte sich und tastete nach der Schwester, konnte sie aber nicht spüren.

»Sie schottet sich völlig ab. Das tut sie immer dann, wenn sie absolut konzentriert arbeitet. Ich glaube, sie hat etwas gefunden, Alaska, und alles um sich herum vergessen.«

Plötzlich blieb Alaska stehen und runzelte die Stirn. »Hast du das auch gehört?«

»Was denn?« Mila blieb ebenfalls stehen und lauschte angestrengt. Dann zuckte sie die Achseln und blickte Alaska fragend an.

»Nichts ist«, sagte er. »War wohl nur Einbildung. Gehen wir weiter.«

»Was hast du denn gehört?« fragte sie.

»Ein ganz leises Geräusch, wie ein zartes Klingen von Metall auf Metall, danach ein Schleifen.«

Mila schüttelte den Kopf. »Nein, das habe ich bestimmt nicht gehört. Wird wohl irgendwo ein Durchzug gewesen sein, der Streben aneinanderrieb. Hier liegt ja alles offen herum, und durch die Öffnung des Schiffs entsteht jede Menge Durchzug. Abgesehen davon hast du vielleicht sogar Nadja gehört, die irgendwo vor uns herumturnt.«

Ihre Stimme war kaum verhältnis, als Alaska abrupt stehenblieb.

»Da ist es wieder!« rief er. »Ich täusche mich nicht, Mila! Irgendwo dort vorne links ist etwas!«

»Wir haben aber überhaupt kein Leben angemessen...«, begann Mila verständnislos. Sie hatte auch diesmal nichts gehört.

Alaska legte ihr kurz einen Finger auf den Mund; eine Weile standen sie ganz still.

Dann nickte die Gää-Geborene. »Jetzt höre ich es auch«, wisperte sie.

»Was immer es ist, es kommt aus derselben Richtung, in die Nadja gegangen ist«, flüsterte Alaska.

Sie sahen sich an. Dann rannten sie los.

Nach einigen Metern stolperte Mila plötzlich und stürzte. Erschrocken kam Alaska zu ihr zurück. Sie hockte mit schmerzverzerrtem Gesicht auf dem Boden und rieb ihren rechten Fuß.

»Mein Fuß«, stöhnte sie. »Ich muß umgeknickt sein...«

Alaska sah sich suchend um. »Aber wie? Hier ist alles ganz eben...«

»Ich weiß es auch nicht... Mir wurde schwindlig, auf einmal war da ein stechender Schmerz in meinem Kopf...« Plötzlich stockte Mila und schloß die Augen. »Nadja«, flüsterte sie dann. »Irgendwas ist ihr passiert...«

»Ich helfe dir«, sagte er und zog sie hoch.

»Geht schon wieder«, behauptete sie. Sie schüttelte den Kopf und rieb sich die Schläfen. »Komm, weiter.«

Sie humpelte nur leicht, als sie weitergingen. Alaska versuchte immer wieder, Nadja anzufunkeln, während Mila mental nach ihr tastete.

*

Nadja kam irgendwo in der Finsternis wieder zu sich. Ihr Schädel brummte, beim Sturz war sie wohl gegen etwas geprallt, das ihr das Bewußtsein geraubt hatte.

Als sie versuchte, sich zu bewegen, stellte sie fest, daß sie eingeklemmt war.

Na prächtig, dachte sie. Das war ja wieder mal ein besonderer Einfall, Nadja.

Sie konnte sich noch daran erinnern, daß sie durch eine Röhre gekrochen war; plötzlich hatte der Boden unter ihr nachgegeben. Wie tief war sie wohl abgestürzt? Wo steckte sie fest?

Ich muß die anderen um Hilfe rufen.

Sie konnte eine Hand mühsam bewegen, aber der Funk ging nicht, aus welchem Grund auch.

Das wird ja immer besser.

Mit der freien Hand versuchte sie sich abzustemmen und hochzuziehen. Nach einer ganzen Weile hatte sie wenigstens die zweite Hand frei; verbissen kämpfte sie weiter.

Da gab jenes Metallteil, auf dem sie sich abstützte, nach. Die Sperre löste sich, und sie stürzte weiter ab, bevor sie sich festhalten konnte.

Diesmal blieb die Mutantin jedoch bei Bewußtsein. Der Fall war glücklicherweise nur kurz, und sie landete unsanft auf dem Boden. Ein stechender Schmerz raste durch ihren rechten Fuß, den sie sich anscheinend beim ersten Sturz schon verletzt hatte. Ohne die Belastung vorher hatte sie es nur nicht bemerkt.

Sie rollte sich mit einem leisen Aufschrei ab. Sie fühlte, wie ihre Augen feucht wurden, so heftig schmerzte der Fuß, und sie wimmerte, als sie ihn aus der verdrehten Lage zurückbog und langsam ausstreckte.

»Große Klasse, Nadja«, schimpfte sie leise vor sich hin. »Du verstehst es aber wirklich.«

Sie verharrete und lauschte in die Dunkelheit.
Da war wieder das Geräusch.
Glücklicherweise kam es nicht auf sie zu. Aber dafür hörte sie jetzt ein Echo davon. Ein vielfaches Echo.

Wieder versuchte sie, den Funk zu aktivieren, und schlug schließlich wütend darauf ein.

Danach mußte sie sich zurücklehnen; eine Weile hörte sie nur ihren keuchenden Atem. Ihr Kopf dröhnte, der Fuß pochte. Sie hatte keine Ahnung, wo sie sich befand. Ihr einziger Trost war, daß der Scheinwerfer noch funktionierte. Er vertrieb mit seinem kalten, weißen Licht die Dunkelheit und beleuchtete einen Schacht, der so aussah, als sei er schon sehr lange nicht mehr betreten worden.

Er wirkte noch älter und unbenutztter als alle anderen Gänge des Schiffs. Und von dort kamen auch die seltsamen Geräusche.

*

»Wohin jetzt?« fragte Alaska.

Mila sah sich suchend um. Sie waren den Gang bis zum Ende gegangen, hatten Nadja jedoch nirgends gefunden. Keine Spur von ihr.

Die Strukturseherin tastete mit dem Scheinwerfer nacheinander den ganzen Gang ab und verharrete schließlich vor einer Röhre.

»Seltsam, diese Röhre hier«, murmelte sie. »Hast du sonst irgendwo derartige Röhren gesehen?«

»Nein«, antwortete Alaska. »Aber möglicherweise waren die auch noch mit Gittern verkleidet.«

Mila starnte in die Röhre hinein.

»Dort ist Nadja«, flüsterte sie, als seien sie nicht allein und müßten ihre Erkenntnisse geheimhalten. »Ich kann sie spüren. Sie hat Schmerzen...«

Sie fuhr zusammen, als ein klahrendes Geräusch aus der Finsternis hinter dem Scheinwerferlicht zu ihr drang.

»Komm schnell«, sagte sie hastig. Sie kletterte in die Röhre hinein, bevor Alaska sie daran hindern konnte.

Er folgte ihr eilig. »Ich hätte vorangehen sollen«, zischte er hinter ihr.

»Quatsch«, kam es zurück. »Hier droht keine Gefahr. Nadja ist viel weiter unten. Die merkwürdigen Geräusche entfernen sich von uns... möglicherweise in ihre Richtung.«

»Kannst du sie fühlen?«

»Nur schwach. Irgendwas ist mit ihr nicht in Ordnung, Alaska.«

Mila kroch so schnell, wie sie konnte, die Röhre entlang. Beinahe wäre sie in das Loch gestürzt, das Nadja zum Verhängnis geworden war. Alaska fing sie gerade noch auf und zog sie zurück.

»Nadja!« schrie sie hinunter, so laut sie konnte.

»Ich bin hier«, kam es entfernt und sehr leise, aber verständlich zurück.

»Kommt her. Ich habe da etwas entdeckt.«

»Wir kommen so schnell wie möglich!« rief Mila. »Halt nur durch! Bist du schwer verletzt?«

»Nein, nur ein bißchen lädiert, Mila. Wahrscheinlich eine Gehirnerschütterung. Ich habe dich gerufen, aber du konntest mich nicht hören...«

Alaska aktivierte zwischendurch den Funk und benachrichtigte Perry Rhodan.

»Wir haben Probleme hier, Perry. Gucky soll Mila und mich anmessen und herkommen.«

»Was für Probleme?« hakte Rhodan sofort nach.

»Nadja hatte einen Unfall; aber keine Sorge, wir haben Kontakt mit ihr. Sie ist in irgendeinen Schacht gestürzt. Wir sitzen in einer Röhre, Gucky sollte sich daher möglichst klein machen.«

»Bin doch schon da«, pfiff eine muntere Stimme hinter ihm.

Alaska stieß sich den Kopf an, als er hochfuhr.

Gucky lachte über sein ganzes pfiffiges Gesicht. »Alles klar, Perry«, meldete er über Funk. »Wir melden uns wieder, sobald wir Näheres wissen.«

Dann quetschte er sich an Alaska und Mila vorbei, was ihm offensichtlich Vergnügen bereitete.

»Nadja ist hinuntergestürzt, hat sich aber irgendwohin weiterbewegt«, berichtete Mila. »Ich habe Mühe, sie zu spüren, sie hat wohl eine Gehirnerschütterung.«

»Aber ich kann sie spüren«, sagte er Ilt. »Ich werde erst mal nachschauen, was mit ihr los ist, dann hole ich euch.«

*

Nadja seufzte auf, als Gucky im Licht des Scheinwerfers materialisierte.

Sie hatte sich den Gang ein ganzes Stück entlanggeschleppt, bis zu einem Schott, das aber verschlossen war.

»Dahinter liegt etwas«, sagte sie zu dem Ilt und deutete auf das zerbrochene Sichtfenster. »Das sollten wir uns unbedingt ansehen.«

»Ich werde dich zuerst zur CADRION bringen...«, begann Gucky, aber sie unterbrach ihn.

»Auf gar keinen Fall, ich werde hier noch gebraucht. Ich schaffe das schon, Kleiner.«

»Na gut. Ich hole jetzt die anderen.«

Kurz darauf waren alle versammelt. Mila betrachtete ihre Schwester voller Sorge, doch Nadja winkte nur ab.

»Das bißchen Kopfweh hat der Zellaktivator bestimmt bald beseitigt.« Sie machte einen Schritt zur Seite, knickte ein und stieß einen kurzen, jaulenden Laut aus.

»Also doch der rechte Fuß«, sagte Mila. »Kein Wunder, daß ich ebenfalls umgeknickt bin. Ist er gebrochen?«

Nadja zeigte ein schmerzliches Grinsen. »Nein, ich glaube nicht. Aber den Schuh bekomme ich auf normalem Wege nicht mehr ab.«

»Was soll das heißen, also doch der rechte Fuß?« fragte Gucky verständnislos.

»Es gibt ein seltsames Phänomen bei eineiigen Zwillingen«, erklärte ihm Mila. »Zweieiige Zwillinge sind ganz normale Geschwister, sie werden nur gleichzeitig geboren. Eineiige Zwillinge sind etwas ganz anderes. Deshalb sehen sie sich zum Verwechseln ähnlich. Und bei uns ist das natürlich noch ausgeprägter.«

Sie deutete auf Nadjas Fuß. »Als sie abstürzte, hat sie sich den Fuß verletzt; deshalb stolperte ich und verstauchte mir leicht den Knöchel.«

Gucky schüttelte den Kopf. »Komische Sitten habt ihr, ich kann's nur immer wieder feststellen«, brummte er. »Also, was ist jetzt: Wollen wir uns anschauen, was dahinter ist? «

»Am besten ist es, du teleportierst uns nacheinander«, sagte Alaska. »Halten wir uns nicht lange mit dem Schott auf.«

»Sollten wir nicht... hm... vorsichtiger sein?« meinte Nadja zögernd.

Mila musterte die Schwester. »Du hast es auch gehört?«

Nadjas Augen weiteten sich leicht, dann nickte sie. »Ich dachte schon,

ich halluziniere«, sagte sie erleichtert.

»Was gehört?« plärrte Gucky. »Dauernd faselt ihr merkwürdiges Zeug, was ist denn nur los mit euch?«

»Nichts weiter«, sagte Alaska lächelnd. »Nur ein paar Gespenster.« Er zog einen kleinen Handstrahler und entsicherte ihn. »Ich zuerst, Gucky.«

Wenige Sekunden später standen sie hinter dem Schott, in einer großen Halle. Es war erstaunlicherweise nicht stockfinster, sondern nur halbdunkel, allerdings war keine richtige Lichtquelle auszumachen. Als ob das Metall selbst matt schimmerte. Es war kühl und zugig, was vermutlich von den vielen Bruchstellen herrührte, die in der Decke erkennbar waren.

Ansonsten war es totenstill.

Für einige Sekunden.

Dann erklangen wieder die Geräusche, die Alaska inzwischen schon fast vertraut waren. Gucky hörte sie das erstmal. Er stellte seine großen runden Ohren steil auf, seine bepelzte Nasenspitze zitterte.

»Was ist das?« fragte er.

»Sag du's mir«, entgegnete Alaska. »Wir hören diese Geräusche schon seit geraumer Zeit, seit wir Nadja gefolgt sind.«

Der Ilt schüttelte sich. »Ihr macht mich noch ganz verrückt«, piepste er. »Irgendwelche Metallstreiben, die aneinander reiben. Hier zieht es ja wie Hechtsuppe. Jedenfalls keine Lebewesen, falls ihr das glauben solltet. Ich kann überhaupt nichts spüren.«

Der ehemalige Maskenträger grinste und stieß seinen kleinen Freund an. »He, du läßt dich aber leicht anstecken«, sagte er ein wenig spöttisch. »Natürlich ist es das Metall, das arbeitet, nachdem es nach so langer Zeit an die Oberfläche geholt wurde. Das Schiff ist geöffnet, Wind und Wetter ausgesetzt, und es ist uralt.«

»Ach, man wird noch ganz konfus«, maulte Gucky. »Schließlich ist es doch ein Gespensterschiff, oder nicht? Man spinnt sich alles mögliche zusammen, das weißt du selbst. Keiner von uns kann die Urängste verdrängen, und wenn wir noch so alt werden.«

Damit verschwand er und kam gleich darauf mit den beiden jungen Frauen zurück. Alaska ließ seinen Scheinwerferstrahl hierhin und dorthin schweifen. Er konnte aber nichts entdecken, was seine eigene Behauptung widerlegen würde.

Sie folgten dem einzigen Gang, der auf der anderen Seite der Halle hinausführte. Die Schwestern stützten sich gegenseitig; Mila konnte inzwischen wieder recht gut gehen, während Nadja die Zähne zusammenbeißen mußte. Sie wollte aber um nichts in der Welt auf die CADRION zurück.

Zwischendurch machte sie eine Pause, während die anderen weitergingen, und Gucky holte sie dann mit einem kurzen Teleportersprung nach.

»Du siehst etwas blaß aus«, meinte er dabei einmal. »Was macht dein Kopf?«

»Brummt wie nach drei durchzechten Nächten«, witzelte sie schwach. »Gucky, es geht mir gut, wirklich. Ich bin nur sehr müde, aber Zeit zum Schlafen habe ich nachher noch genug. Erst möchte ich das hier beenden.«

Als sich Perry Rhodan einmal meldete, schilderte Alaska Saedelaere kurz die Lage. Er bat noch um ein wenig Geduld.

»Möglicherweise ist es eine Sackgasse wie alle anderen, aber wir wollen nichts unversucht lassen, nachdem Nadja diesen verborgenen Sektor schon zufällig entdeckt hat.«

»In Ordnung. Wir kehren zur CIRIAC zurück und warten dort auf euch. Viel Erfolg.«

10.

Das Vermächtnis

Bald darauf mußten sie feststellen, daß sie in einem Labyrinth waren. Gänge, die sich vielfach verzweigten, nach oben und nach unten führten, in alle Richtungen.

»Welches Gehirn hat sich das bloß ausgedacht?« meckerte Gucky, als er nach einigen Teleportersprüngen zurückkam. »Diese Gänge führen überhaupt nirgends hin, sie winden sich wie Schlangen umeinander, treffen in irgendwelchen Zentralen aufeinander und teilen sich wieder.«

Alaskas Stirnrunzeln löste sich, und seine dunklen Augen leuchteten auf.

»Das ist es, Gucky! Das Gehirn des Schiffs!«

»Was... wie...«, stotterte der Mausbiber. »Das war doch nur bildlich gemeint...«

»Aber du hast damit ins Schwarze getroffen! Jede Wette, daß das ein riesiges Archiv ist, in dem alle Daten aufbewahrt wurden!«

»Und was nützt uns das?« keifte Gucky. »Es ist doch alles leer!«

»Vielleicht nicht alles«, warf Mila ein. Sie sagte seit langer Zeit wieder etwas. »Irgendwo hier gibt es vielleicht einen geheimen Datenspeicher. Es sieht leer aus, Gucky, ich glaube aber, daß wir das richtige Archiv noch gar nicht gefunden haben.«

»Das halte ich auch für möglich«, meldete sich Nadja von hinten. Sie saß auf dem Boden, an eine Wand gelehnt, und kämpfte gegen die Übelkeit als Folge der Gehirnerschüttung. »Überlegt doch mal: Jeder Weg, den wir bis zum Ende verfolgt haben, führte letztlich immer wieder auf den Hauptgang hierher. Also kann es nur von hier aus noch einen Weg geben, der versperrt ist. Vielleicht nur durch ein Schott, vielleicht wirklich verborgen.«

»Suchen wir danach«, sagte Alaska. »Auf diesen Zeitverlust kommt es jetzt auch nicht mehr an. Gucky, du kannst dich am schnellsten fortbewegen, untersuch du nach dem Hauptgang die drei rechts abzweigenden Wege. Mila und ich nehmen die beiden anderen Wege. Nadja, du bleibst besser hier.«

Die Strukturformerin nickte. Um sich abzulenken, lauschte sie auf die Schritte und die Stimmen ihrer Gefährten, die nach und nach leiser wurden.

Auch das Licht wurde immer schwächer, und schließlich saß sie allein im matten Dämmerlicht. Es reichte gerade, um die Wände der Halle einigermaßen erkennen zu können. Allerdings fiel es schwer, einzelne Konturen herauszuarbeiten.

Nadja lehnte den Kopf an die Wand und schloß die Augen, öffnete sie jedoch gleich wieder, weil ihr dabei schwindlig wurde. Sie zwang sich, ruhig zu atmen und sich zu entspannen. Die Impulse des Zellaktivators beschleunigten den Heilungsprozeß, aber sie konnten nicht sofort alle Symptome beseitigen.

Sie tastete vorsichtig ihr rechtes Bein ab. Ihr Fuß war inzwischen auf die zweifache Größe angeschwollen, und sie hatte das Gefühl, als würde er jeden Moment ihren Stiefel sprengen.

Um sich abzulenken, tastete sie mit den Blicken nacheinander die Wände und die Decke der Halle ab. Von den anderen hörte sie überhaupt nichts mehr; sie war völlig allein in der Stille des alten, toten Raumschiffs.

Bis die Geräusche wiederkamen. Das Schleichen, fast ein Trippeln, das Schleifen, das zarte Klieren. Jetzt überall um sie herum, von oben herab.

Konturen schälten sich allmählich aus der Dunkelheit, je mehr sich ihre Augen daran gewöhnten. Ein flüsternder Wind fuhr leicht durch ihre Haare, der unangenehme Kälte und einen abgestandenen Geruch mit sich brachte.

Doch es war nicht nur der Wind, der flüsterte.

Nadja achtete nicht darauf, sie hielt es für eine Halluzination, hervorgerufen durch den Sturz. Aber dort, ihr gegenüber auf der anderen Seite der Halle, etwa in drei Metern Höhe, dort war etwas.

Sah sie es jetzt erst durch die Nachtsichtigkeit, wurde es durch vom Wind verschobene Metallteile besser beleuchtet? Sie wußte es nicht. Aber dort erkannte sie jetzt ganz deutlich die Umrisse eines Schotts. Langsam stand Nadja auf.

*

Mila stockte mitten im Schritt und rannte dann den Gang zurück, als sie Nadjas Schrei hörte. Sie prallte fast mit Alaska zusammen, der ebenfalls eilig aus dem anderen Gang herauskam. Gucky war selbstverständlich als erster in der Halle, er war einfach teleportiert.

»Was ist los?« fragten die beiden ein wenig atemlos.

Nadja stand mitten in der Halle, sie hatte einen Arm ausgestreckt. »Dort oben ist es«, behauptete sie.

Alaska richtete den Scheinwerfer auf die bezeichnete Stelle. »Tatsächlich«, sagte er verblüfft. »Das sind eindeutig die Umrisse eines Schotts. Wir haben das vorher völlig übersehen.«

»Es war vorher nicht da«, versetzte Nadja.

Mila sah ihre Schwester besorgt an. »Wie meinst du das?«

»Wie ich es sage«, erwiderte Nadja. »Gucky wollte teleportieren, aber ich glaube, zuerst sollten Mila und ich dahinter blicken. Nur so ein Gefühl, weißt ihr. So manches in diesem Schiff ist seltsam. Wie diese Augen...«

Mila öffnete den Mund, schwieg dann jedoch. Nadja sah sehr bleich aus, sie hatte tiefe Ringe unter den Augen. Aber auch wenn sie merkwürdige Dinge von sich gab, so hatte sie immerhin das Schott entdeckt.

»Denkst du, du schaffst das?« fragte sie schließlich.

»Ja, ich glaube schon. Versuchen wir's einfach.«

»Na gut. Gehen wir näher hin.«

»Stütz dich auf mich«, sagte Alaska und legte Nadja ohne weitere Umstände einen Arm um die Taille.

»Ich kann allein gehen«, murkte sie.

»Kannst du nicht«, widersprach er. Sanft strich er eine Haarsträhne aus ihrem Gesicht. »Wehr dich doch nicht so«, fügte er leise hinzu.

Sie legte schließlich den Arm auf seine Schulter.

Mila blieb etwa zehn Meter vor dem Eingang stehen; es gab keinen Zugang dazu, und es war auch nicht mehr festzustellen, ob es jemals einen gegeben hatte. Prüfend ließ sie ihren Blick darübergleiten und überlegte, wo sie eintauchen wollte und wie tief. Sie hatte keine Vorstellung, was sie dahinter erwarten mochte.

Sie stieß der! Atem aus und konzentrierte sich dann. Nach einer Weile spürte sie, wie Nadja ihr folgte.

Zunächst lag nur dichter Nebel vor ihren Augen, der schwer zu durchdringen war. Aber sie war inzwischen so versiert, daß sie sich von solchen Hindernissen nicht stören ließ.

Alles in Ordnung, Schwester?

Ja, Mila. Wie immer. Ich werde schon nicht umfallen.

Das stimmte. Nadjas Körper mochte derzeit geschwächt sein, aber ihr Geist war stark und im Moment frei von jeglichen Halluzinationen.

Langsam durchstieß Mila den Nebel.

Alaska hielt Nadja fest und ließ sie nicht aus den Augen; aber sie wirkte ruhig und entspannt, ihr Gesicht war nicht mehr so wächsern bleich. Gucky, der Mila beobachtete, konnte sehen, wie ihr Gesichtsausdruck von Konzentration zu Erstaunen wechselte, und plötzlich lächelte sie.

»Ich kann es sehen, Nadja!« rief sie. »Ich kann es sehen!«

*

»Herrschäften, wir haben, was wir wollten«, ertönte Gucky's triumphierende Stimme urplötzlich und ohne Vorwarnung in einem Konferenzraum der CIRIAC.

Bevor jemand etwas sagen konnte, war er schon wieder weg und kam nacheinander mit Alaska Saedelaere und Mila Vandemar wieder.

»Wo ist Nadja?« fragte Perry Rhodan, als der Mausbiber keine

Anstalten machte, erneut in Uttieks Turm zu springen.

»Auf der CADRION«, antwortete Gucky. »Sie hat einen lädierten Kopf und überdehnte Bänder am rechten Fuß. Sie braucht Erholung, wird aber bald wieder in Ordnung sein.« Er wies in einer theatralischen Geste auf Alaska Saedelaere. »Ich gebe das Wort an ihn weiter.«

Der ehemalige Maskenträger hielt die rechte Hand hoch, in der ein Datenträger lag.

»Nachdem wir schon aufgeben wollten, sind wir doch fündig geworden«, verkündete er. »Dies verdanken wir unseren beiden Spürnasen Mila und Nadja, die sowohl das geheime Archiv wie auch das, was sich darin befand, entdeckten.«

Er berichtete von dem verborgenen Sektor, den Nadja zufällig entdeckt hatte, und von der Suche nach der Hinterlassenschaft der Barayen.

»Leider waren auch hier alle Archive geräumt. Wir wissen nicht, wer das tat oder warum. Bevor wir zu euch kamen, haben wir erneut Kontakt mit Piior aufgenommen. Er kannte zwar dieses verborgene Archiv, aber da es leer geräumt war, schenkte er ihm weiter keine Beachtung. Auch ihm ist nicht bekannt, weswegen diese Plünderung erfolgt war. Nadja fand schließlich den Zugang zum geheimen Datenspeicher des Schiffs; Mila konnte mit ihrer Gabe feststellen, daß sich darin tatsächlich Daten befanden. Damit haben wir eine gute Nachricht: diesen Datenspeicher in meiner Hand. Aber auch eine schlechte: Leider haben wir auch hier große Verwüstungen vorgefunden. Wir konnten nur noch sehr wenige Daten mit Hilfe der beiden Frauen aus dem Speicher herausholen. Der Rest ist unwiederbringlich verloren. Uttieks Turm ist ein einziges gigantisches Grab, das seine Geheimnisse nie mehr preisgeben kann, weil es keine mehr gibt.«

»Damit werden wir leben müssen«, sagte Perry Rhodan, aber die Enttäuschung in seiner Stimme war deutlich zu hören.

»Ihr könnt euch dann noch ausführlich mit den Daten befassen, ich gebe euch aber vorab eine Information. Das Vermächtnis der Barayen hat uns etwas über die Ayindi hinterlassen - etwas, das vor sehr langer Zeit geschah.« Alaska holte tief Luft.

»Der Kampf gegen die Abruse begann vor etwa vier Millionen Jahren«, sagte er dann.

»Vier Millionen!« Reginald Bull pfiff durch die Zähne. »Das ist ein kaum noch nachvollziehbarer Zeitraum.«

»In der Tat«, stimmte Saedelaere zu. »Und was das bedeutendste sein mag: Bereits damals, als alles erst begann, war klar ersichtlich, daß weder Ayindi noch sonst irgendeine Lebensform des Arresums eine Chance gegen die Abruse hatte. Wäre die Abruse ein sich in der Geschwindigkeit multiplizierender Tod, hätte es niemals so lange gedauert.«

Atlan zog die dichten weißen Brauen zusammen. »Das sind Aussichten, die ich nicht akzeptieren kann und will.«

»Auch die Ayindi taten dies nicht, wie wir wissen«, sagte Alaska. »Weder damals noch heute. Vor vier Millionen Jahren fand eine gewaltige Schlacht statt, zwischen den Ayindi und der Abruse. Von der riesigen Flotte, deren genaue Zahl nicht mehr bekannt ist, wurden damals etwa 100.000 Schiffe abgeschnitten.«

»Abgeschnitten?« warf Michael Rhodan ein. »Das bedeutet, sie wurden nicht vernichtet?«

Alaska nickte. »Der Ausgang der Schlacht an sich ist ungewiß, aber wir können vermutlich davon ausgehen, daß es den Ayindi irgendwie gelang, die Abruse zurückzuwerfen, wenn natürlich auch nur für eine begrenzte Zeit. Über die verlorengegangene Flotte ist nichts mehr bekannt. Weder erhielten die Ayindi je eine Bestätigung, daß alle Schiffe vernichtet wurden, noch kehrte auch nur ein einziges irgendwann zurück.« Alaska hob die Schultern.

»Aber diese Flotte wurde zur Legende, ebenso wie ihre Anführerin, die bereits zu Lebzeiten eine Legende gewesen war. Diese Ayindi war überragend in ihren taktischen, kämpferischen und strategischen Fähigkeiten. Zu keiner Zeit, so vermittelt uns das Vermächtnis, gab es eine größere Ayindi als sie. Um so schmerzlicher war ihr Verlust und um so stärker der Glaube daran, daß sie nicht vernichtet wurde, sondern irgendwo einen Hort des Lebens gebildet hat, der der Abruse bis auf den heutigen Tag Widerstand leistet. Und eines Tages, so geht der Glaube weiter, bevor es zum endgültigen Untergang des Lebens kommt, wird diese Flotte zurückkehren, dreimal so groß wie zuvor, und sie wird die Abruse vernichten - auf immer.« Alaska legte eine Kunstpause ein. »Diese Geisterflotte wird Avanatas Armada genannt.«

»Avanata«, wiederholte Perry Rhodan nachdenklich den Namen der legendären Ayindi. »Es erstaunt mich, daß wir bei den Ayindi niemals von ihr gehört haben.«

Myles Kantor rieb sein Kinn. »Die Ayindi machen ja immer ein großes Geheimnis um ihre Herkunft, ihre Entwicklung und ihre gesamte Geschichte. Es ist ein Tabu, so wie nahezu alles, womit wir es bei diesem Volk zu tun haben.«

»Ich finde es erstaunlich, daß die Barayen diese Legende bewahrt haben«, sagte Dao-Lin-H'ay.

Icho Tolot gab ein kurzes Grollen von sich. »Die Barayen und die Ayindi waren einst Verbündete, und sie spendeten sich gegenseitig Mut. Da ist es nur verständlich, eine solche Legende als Hoffnungsträger zu übernehmen.«

»Hm. Aber sie wurde im Exil der Barayen nicht in die Historie übernommen«, sagte Perry Rhodan zögernd. »Außer der Erinnerung an die Vorfahren und dem Wissen, das die Quesch über die Ayindi besitzen, ist nichts mehr von der Vergangenheit übernommen worden. Ein Werk der Quesch?«

»Ganz sicher sogar«, nickte Alaska Saedelaere. »Ihnen genügte die neue Hoffnung, im Exil nicht entdeckt zu werden, um das Überleben zu sichern. Die Legende über Avanatas Armada brauchten sie nicht mehr, um so weniger, als sie sich von den Ayindi verraten fühlten.« Er betrachtete sinnend den Datenträger, bevor er fortfuhr:

»Die Quesch haben den Barayen eine Maske übergestülpt. Siegaben ihnen eine neue Identität, einen neuen Namen, sie änderten sie vollständig in der Hoffnung, dadurch niemals entdeckt zu werden. Der einzige Kompromiß, den sie ihnen noch zugestanden, war die Anerkennung der Mutanten, die sich hier im Lauf der Zeit entwickelt hatten, um die Abruse auszuspionieren. Das Ganze kleideten sie in Religion.«

»Denkst du, die Quesch haben das Zerstörungswerk in dem Schiff gesteuert?« fragte Michael Rhodan.

Alaska hob die Schultern. »Ich halte es für wahrscheinlich. Sicher wissen können wir es nicht, denn die heutigen Quesch haben keine Kenntnis mehr davon. Auch hier lief eine gründliche Säuberung. Piior hat dies eingestanden.«

»Somit können wir also auch nicht feststellen, ob die Legende über Avanatas Armada wahr ist oder nicht«, sagte Perry Rhodan. »Nun gut. Werten wir den Datenträger aus, verbinden ihn mit den übrigen Informationen, die wir inzwischen gesammelt haben. Aus all diesen Einzelteilen bildet sich vielleicht ein Gesamtbild. Als nächstes sollten wir uns unbedingt mit Voltago treffen; er wird auf alle Fälle neue Informationen für uns haben. Wir werden morgen aufbrechen.«

11.

30. September 1217 NGZ

Die Zellaktivatorträger waren auf ihre jeweiligen Schiffe zurückgekehrt und bereiteten sich auf den Abflug vor. Sie hatten sich übereinstimmend darauf geeinigt, zunächst Kontakt mit Voltago aufzunehmen und danach die von Isouder entdeckte Welt, auf der die Kommandoschiffe bemannt wurden, anzufliegen.

Die Nacht verlief ruhig und ungestört, und am nächsten Morgen war alles bereit für den Start.

Alaska Saedelaere nutzte die Wartezeit, bis Perry Rhodan sich von den Quesch und den Barrayd verabschiedet hatte, um bei Nadja vorbeizuschauen. Sie sah erholt und frisch aus und gab sich auch sehr munter; kurz zuvor hatte sie Besuch von Gucky und Reginald Bull erhalten, entsprechend aufgekratzt war sie. Sie wies auf ihren blaurot verfärbten Fuß, dessen Schwellung allerdings deutlich zurückgegangen war.

»Tja, die Medizin kann eben doch nicht alles«, sagte sie fröhlich. »Ein Hämatom muß von selbst abheilen, sonst gibt es Schäden. Aber es geht schnell, und die Bänder kommen auch wieder in Ordnung. Bald bin ich wieder wie neu.« Sie klopfte leicht an ihre Schläfe. »Hier stimmt auch wieder alles.«

Er lächelte. »Es war eine seltsame Situation, dort in dem Schiff.« Dann zögerte er einen Moment. »Als du allein warst - bevor wir den Geheimgang fanden... was ist da geschehen?«

»Warum fragst du?«

»Du wirktest sehr verstört.«

»Es war nichts weiter.« Sie winkte ab. »Ich war nur von dem Sturz total benommen.«

Er spielte beiläufig mit einem Glas, das auf dem Tischchen stand. »Irgendetwas Merkwürdiges ging dort vor«, murmelte er.

Sie berührte leicht seinen Arm. »Es war alles ganz normal, Alaska. Wir haben uns nur von den Metallgeräuschen dieses alten, dunklen Schiffs zu irgendwelchen Phantasien inspirieren lassen.«

»Davon bist du überzeugt?«

»Ja, allerdings.«

»Das ist gut.« Er lächelte wieder.

Sie musterte ihn kritisch und runzelte die Stirn. »Welchen Zweck hatte diese Fragerei wirklich?« fragte sie dann. »Um festzustellen, ob bei mir irgendwelche Schäden, ein Schock oder ähnliches zurückgeblieben sind?«

»So ungefähr«, gab er zu. Für diese Ehrlichkeit mußte er sich dann noch einiges anhören.

Unterdessen flog Perry Rhodan zusammen mit Atlan noch einmal nach Zhanth. Er wollte sich persönlich bei Tje Minas und Piior für die Unterstützung bedanken.

Er wurde bereits voller Aufregung erwartet. Der Regent von Yolmor hielt sich nicht lange mit Formalitäten auf:

»Vor wenigen Stunden ist ein Phoor-Jäger mit unseren beiden Immuniten Shoota und Phaolar zurückgekehrt. Sie waren einige Zeit unterwegs und bringen keine guten Nachrichten. In der Nähe des Nihhat-Nebels haben sie an verschiedenen Stellen ein Phänomen ausgemacht, das so ähnlich ist wie der von euch benannte Eventail. Sie sahen, wie aus dem Nichts weitflächige, bedrohlich große Kristallfelder entstanden, die sich wie in großen Bögen ausbreiten. Sie verschwinden teils, andernorts erscheinen neue und immer mehr, die immer weiter zu springen scheinen, um zu verschwinden und ein ganzes Stück weiter wiederzuerstehen.«

»Ist schon eine bestimmte Richtung feststellbar?« erkundigte sich Rhodan beunruhigt.

»Allerdings«, sagte Tje Minas, ein Zittern lag in seiner Stimme. »Sie bewegen sich eindeutig auf unser ASYL zu, das Dolphor-System... Als ob Abrutian seine Hände ausstreckt und mit tödlichen Kristallen nach uns wirft, und jedesmal zielt er genauer und trifft weiter...«

»Wir werden so bald wie möglich Hilfe bringen«, unterbrach Rhodan den Barrayd, um ihn zu beruhigen. »Die Ayindi arbeiten bereits an einer Waffe gegen den Eventail Diesmal werden wir schneller sein als Abrutian, das verspreche ich dir. Ihr müßt euch nur noch ein wenig gedulden.«

»Gedulden...«, erwiderte der Regent der Barrayd verloren. »Was sonst sollen wir tun als uns gedulden, Perry Rhodan? Entweder ihr bringt uns rechtzeitig Hilfe, oder wir gehen unter. Wir selbst können gar nichts mehr tun, als uns zu wehren, soweit es geht, und den Tod hinauszuzögern. Eine andere Möglichkeit gibt es für uns nicht mehr.«

Mit düsterer Miene mußten die beiden Unsterblichen zu ihren Schiffen zurückkehren und den anderen die erschreckende Nachricht überbringen.

Die Zeit drängte immer mehr.

Die Abruse hatte das Finale eingeläutet...

*

Die drei Rochenschiffe CIRIAC, CAJUN und CADRION starteten von Yolmor.

Gerade als sie den Orbit des Planeten erreichten, orteten alle drei Schiffe ein anderes Schiff, das urplötzlich aus dem Hyperraum aufgetaucht war.

Es war ein 100-Meter-Rochen der Ayindi.

Bevor Perry Rhodan etwas unternehmen konnte, meldete das fremde Schiff sich über Funk.

»Hier spricht Voltago von Bord der MAMERULE. Ich bitte Perry Rhodan umgehend auf mein Schiff. Ich habe etwas sehr Wichtiges für ihn.«

Perry Rhodan rief: »Voltago, was...«

Aber der Kyberklon hatte die Verbindung bereits unterbrochen.

»Da bleibt mir wohl nichts anderes übrig, als der Aufforderung nachzukommen. Wenigstens scheint er sich an meinen Namen zu erinnern«, murmelte er. »Michael, ich hoffe, du begleitest mich. Und gib bitte Atlan und Bull Bescheid, sie sollen ebenfalls mitkommen. Ihr anderen wartet solange.«

»Ich möchte auch mitkommen«, meldete sich Myles Kantor. »Nur für den Fall der Fälle. Schließlich...«

»In Ordnung«, unterbrach Rhodan.

Er war nervös, wie schon so oft, wenn er mit Voltago zu tun hatte. Niemals würde er dieses seltsame Wesen verstehen lernen. Die Überraschung, daß Voltago ein Spindelwesen war, hatte er bis heute kaum verdauen können. Noch dazu, da er als einziges Spindelwesen den Hypersturm überlebt hatte. Und nach wie vor vollkommen unverständlich handelte, völlig unberechenbar, bis zur Unfähigkeit, mit anderen zu kommunizieren...

Sie verloren keine Zeit, sondern flogen sofort zur MAMERULE.

Voltago empfing die Männer im Hangar. In seinen gelben Augen lag ein beunruhigendes Leuchten, ansonsten wirkte er vertraut und düster wie immer. Er sprach kein Wort der Begrüßung, als die Zellaktivatorträger auf ihn zugingen.

Sie redeten ebenfalls nicht, wollten abwarten, wie er sich verhalten würde. Welche Erklärungen er abgeben mochte für seine seltsame Flucht, seine Verwirrung, die dazu geführt hatte, daß sie ihn für einen Überläufer halten mußten.

Voltago jedoch drehte sich stumm um und führte sie hinaus in einen anderen Hangar, wo er weiterhin schweigend auf einen großen, glitzernden Haufen wies. Sorgfältig nebeneinander gestapelte Kristallblöcke.

Nein. Keine Blöcke. Sie besaßen eine Gestalt.

Eine menschliche Gestalt.

Automatisch zählte jeder der Männer die Anzahl.

Es waren genau fünfzig.

Keiner sagte etwas. Voller Schock, unfähig, sich zu bewegen, etwas zu unternehmen, starrten die Unsterblichen auf die Leichen von fünfzig Menschen, die einmal Besatzungsmitglieder ihrer Schiffe gewesen waren.

Eines Schiffes. Der havarierten TYRONA.

Reginald Bull machte einen, zwei Schritte nach vorn.

»Großer Gott!« stieß er hervor. »Das - das ist Alexius Bullet! Und der Mann neben ihm - Paul Conte. Aber... aber wir haben die fünfzig Beausoleils doch auf der Kristallwelt eingesammelt und wohlbehalten auf der BASIS abgeliefert! Das ist doch nicht möglich!«

Ihm versagte die Stimme. Bully sah verstört seine Freunde an, suchte dort verzweifelt nach einer Antwort, einer Erklärung. Doch eine Erklärung hatte niemand. Der grauenvolle Anblick sprach für sich, es konnte kein

Zweifel daran bestehen.

»Wenn das hier wirklich die Männer und Frauen der TYRONA sind«, sagte Perry Rhodan schließlich leise, »was in aller Welt haben wir dann zur BASIS gebracht?«

ENDE

Während die Unsterblichen im Arresum unterwegs sind, entwickelt sich für die Menschen der BASIS eine unheimliche Situation, wie sie noch keiner der Beteiligten erlebt hat.

Das alles schildert Ernst Vlcek in seinem PERRY RHODAN-Roman, der nächste Woche unter folgendem Titel erscheint:

DIE BEAUMORTELS